

Reisen in Vor-Intifada-Zeiten
Hebron, Gaza, Jericho waren in den 70ern kein Problem für Juden
SEITE 27

Mit Herz und Verstand für die jüdische Sache
Ein Gespräch mit dem Herausgeber Dr. Rafael Korenzecher
SEITE 10-13



Ganz schön Anti-Israel
Die EU-Außenbeauftragte Federica Mogherini im Porträt
SEITE 14



WORT DES HERAUSGEBERS DR. R. KORENZECHER

Liebe Leserinnen und liebe Leser,
Zeit ist ein ganz besonders subjektives Phänomen. Aber dennoch werden sicherlich nicht wenige von Ihnen meine ganz persönliche Empfindung teilen. Das weltliche Kalenderjahr 2015 ist an uns vorbeigerast. Unsere Redaktion und ich präsentieren Ihnen bereits die Dezember-Ausgabe 2015 und freuen uns über Ihr Interesse an unseren Beiträgen und Ihren großen, für uns alle unverzichtbaren Zuspruch.

Jahresend-Zeiten eignen sich natürlich auch hervorragend für gute Vorsätze, einige Vorausblicke und natürlich auch für den obligaten Rückblick auf das hinter uns liegende Jahr.

Unser guter Vorsatz ist vor allem, uns selbst und Ihrem berechtigten Anspruch an uns treu zu bleiben. Wir werden auch weiterhin ohne Vorbehalt oder auferlegten Maulkorb all die Themen aufgreifen, die uns in diesen nicht wirklich harmonischen Zeiten am Herzen liegen, auch oder vielleicht sogar besonders dann, wenn sie uns mit Sorge erfüllen und Kummer bereiten. Die Dinge beim Namen zu nennen sind wir Ihnen, unseren Lesern, schuldig und daran werden wir zu messen sein.

Es bedarf leider nicht wirklich seherischer Fähigkeiten, um vorauszusehen, dass die gegenwärtige Situation und die politischen Entwicklungen im Mittleren Osten, in Israel, in Deutschland, in West- und Osteuropa und in anderen Teilen der Welt gerade für jüdische Menschen viel Potential zu großer Besorgnis enthalten, über die wir – auch wenn wir gern mehr Freudiges berichten würden – werden schreiben müssen.

Dennoch, das jüdische Volk hat bereits Vieles und Schreckliches überstanden und ist oft aus tiefster Bedrängnis gestärkt herausgekommen. So sehen wir auch das im Dezember – genauer am 25. Kislev – beginnende fröhliche Chanukka-Fest. Chanukka ist durchaus auch ein Symbol für die Neuzeit und steht mit dem Acht-Tages-Lichtwunder für das Ende und das Abschütteln der Fremdherrschaft – für das Ende der Entweihung des jüdischen Tempels durch fremde und feindliche Gewalt.

►► Fortsetzung auf Seite 2

Österreich 3,70 €
Schweiz 4,60 CHF

Die verborgene Kraft des Judentums



Von Chaya Tal

Acht Tage dauert das Fest Chanukka, welches an den Sieg jüdischer Aufständischer gegen die griechische Besatzung im 2. Jahrhundert vor der Zeitrechnung, die Wiederherstellung der jüdischen Unabhängigkeit und das Aufhalten des geistigen Verschwindens der jüdischen Kultur erinnert.

Wie sehen wir aber persönlich in der heutigen Zeit das Chanukka-Fest, im Kontext der heutigen Moderne und ihrer Weltanschauungen? Welches Gewicht messen wir ihm bei, in welchem Licht sehen wir eben dieses Lichterfest? Ist es ein Kinderfest mit Kerzenschein und Fröhlichkeit, Gebäck und Liedern à la europäische Weihnachtszeit? Ein weiterer Gedenktag in der Serie der Gedenk- und Feiertage der jüdischen Geschichte, nach dem Prinzip „Bedroht-Gerettet-Lasst-uns-feiern“? Ein Bindeglied zwischen Juden der ganzen Welt in den letzten 2.300 Jahren?

Ich möchte versuchen den bunten Vorhang dieses meistgefeierten jüdischen Feiertags etwas beiseite zu schieben, um die weniger bekannten Aspekte zu finden, auf die Chanukka und die jüdischen Gelehrten hinweisen möchten.

Dafür möchte ich etwas genauer auf den Hintergrund der verschiedenen Ideologien eingehen, welche zur besagten Zeit im Heiligen Land die Gemüter aufrührten und zu einem offenbar unvermeidlichen Zusammenstoß führten – jene Ideologie der griechisch-seleukidischen Eroberer von Judäa und die der hasmonäischen Aufständischen.

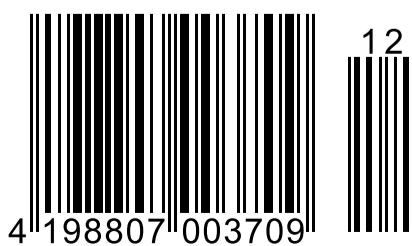
Die Griechen herrschten etwa 160 Jahre lang über die Juden im Land Israel als Teil des griechischen Imperiums – angefangen bei Alexander dem Großen bis zu König Antiochus Epiphanes. Auf die Herrschaft Alexander des Großen, der in die jüdische Tradition als positive Figur einging und dessen Name gar als legitimer Name für jüdische Jungen in unsere Tradition aufgenommen wurde, folgte die Herrschaft der Ptolemäer, griechisch beeinflusster (hellenistischer) Herrscher aus Ägypten. Deren Ära gilt ebenso als ein sehr „bequemes“ Mandat, und es ist nichts von Unterdrückung der unter ihrer Herrschaft stehenden Juden bekannt. Im Gegenteil sogar: Das Judentum und jüdisches Gedankengut wurde die meiste Zeit von den Griechen hochgeschätzt, jüdische theologische Abhandlungen wurden neben die wichtigsten Philosophen der Griechen gestellt; Sokrates und Aristoteles waren in regem Kontakt mit jüdischen Gelehrten. Es ist überliefert, dass Aristoteles, der Berater und Lehrer Alexanders des Großen, die Juden gar als „Volk der Philosophen“ betitelte – aus dem Munde eines griechischen Philosophen ist dies eindeutig als Ausdruck der Anerkennung zu verstehen.

Aufgrund des Respekts und der Hochachtung vor dem geistigen Gedankengut wurde durch die hellenistischen Herrscher gar die Übersetzung der Thora in Auftrag gegeben. Dazu muss man wissen, dass die Übersetzung von 70 jüdischen, des Griechischen kundigen Gelehrten durchgeführt wurde (daher auch „Septuaginta“). Dies wurde von

den Griechen und den Hellenisten – damit sind Juden und Nichtjuden, welche der griechischen Kultur anhängen, gemeint – regelrecht gefeiert. In der jüdischen traditionellen Gemeinschaft jedoch wurde an diesem Tag ein Fastentag angesetzt (10. Tevet), als Trauer über die Profanisierung, sprich Entheiligung, Alltäglich-Machung der Heiligen Schrift.

Die Praxis allerdings, die Gebote der Thora, insbesondere solche, welche Gott als Herrn über die Menschen stellen und die Ausführung Seines Willens unterstreichen sollten, stellten eine Provokation für die griechische Ideologie dar. Denn diese besagte eindeutig, dass der Mensch und sein hoher Geist allein über seine Taten und Ziele zu entscheiden habe, und keinesfalls ein Gott, der Heiligkeit verlangt, Absonderung auferlegt, Gesetze vorgibt und verlangt, dass Sein Plan für diese Welt ausgeführt werden soll.

Dies implizieren Gebote wie die Beschneidung und der Schabbat als Symbole für einen beidseitig geschlossenen Bund zwischen Mensch und Gott, und die Neumondsfeier als Zeichen einer Gottgegebenen Zeiteinteilung. Diese Gebote wurden jedoch erst vom seleukidischen Verwalter Antiochus Epiphanes verboten, und nicht schon zu Beginn der auf die ptolemäische folgende Seleukiden-Herrschaft (welche übrigens vielmehr hellenistische Syrer als Griechen waren). Ebenso wurde dann auch der Tempel absichtlich entweihet – Heiligkeit sollte nicht mehr allgegenwärtig sein. ►► Fortsetzung auf Seite 2



Die verborgene Kraft des Judentums

Von Chaya Tal

Heiligkeit – „Kodesh“ – bedeutet auch Absonderung, Unterschied, Entfernung. Wieso sollte sich in einer entsprechend der aristotelischen Vorstellung ewigen, vom menschlichen Verstand geleiteten Welt irgendetwas entfernen, absondern, anderen keinen Zugang bieten, so wie die für Nichtjuden oder Nichtpriester verbotenen Bereiche im Tempel, welche die griechische Armee sofort beim Eindringen entweihete?

Der Aufstand der Makkabäer gegen die Fremdherrschaft und die religiöse Unterdrückung wurde nicht umsonst von der Familie des Hohepriesters, Mattityahu des Hasmonäers, angeführt, die von Rechts wegen eigentlich keine Kriege führen kann und darf:

Die jüdische Weltanschauung, die in ihrem Zentrum die Verbindung zwischen dem Heiligen und dem Weltlichen, Menschlichen sieht, wurde bei diesem ideologischen Aufeinandertreffen in ihrer Existenz bedroht, und somit die Aufgabe des jüdischen Volkes in ihrer Essenz. Nicht die physische Verfassung war hier bedroht – niemand hatte vor, die Juden von der Erde zu tilgen. Aber das jüdische Geistesgut und seine Verwirklichung sollte nicht mehr in seiner eigentlichen Form in der Welt vorkommen.

Der Aufstand und der endgültige Sieg über die Hellenisten, etwa 25 Jahre nach seinem Ausbruch, brachte lediglich etwas mehr als 200 Jahre politischer Un-



abhängigkeit, welche auch nicht immer sehr positiv für die Juden selbst verlief. Die neue souveräne Herrschaft der Priester wurde über die Jahre hinweg von inneren Intrigen und Fehlverhalten zersetzt. Doch durch die Verfestigung der Chanukka-Tage als Feiertage für sämtliche jüdische Generationen wurde auch ein deutliches Zeichen gegen geistige Assimilation in fremde Weltanschauungen gesetzt.

Das Wunder des Öls, dessen heilige

Reste von den Angreifern nicht gefunden und unangetastet geblieben sind und so für eine Wiedereinführung des Dienstes im Tempel sorgten, sollte vor allem die Kraft des Judentums als Lebensweise, Weltanschauung und Mission symbolisieren. Diese Kraft sei die Fähigkeit der Wiedererstellung des Judentums auch unter überlebensfeindlichen Bedingungen – unter der Bedrohung geistiger Assimilation oder auch physischer Existenzgefahr.

So ging das Kerzenzünden in die jüdische Geschichte als ein Symbol von Widerstandskraft ein – das kaum nachvollziehbare, verborgene Licht, aus welchem immer wieder von Neuem eine Flamme entfacht werden kann. Eine Vorstellung, die bis in die heutigen Tage nicht an Relevanz verliert.

(Ideen und Interpretation nach Rabb. Eliezer Shargorodsky und Rabbiner A. Y. Kuk im Aufsatz „Das Fläschchen Öl“.)

◀ Fortsetzung von Seite 1

WORT DES HERAUSGEBERS DR. R. KORENZECHER

Und fremde, feindliche, brutale, finstere, in atavistischer Dummheit verharrende, rückschrittliche und zersetzende, auf unsere freiheitliche, hochtechnologisierte Lebensweise des Informations- und Internet-Zeitalters und besonders auf die Juden zielende Gewalt gibt es zur Zeit an vielen Orten der Welt. Sie hat im Rückblick dieses Jahr zu dem ihren gemacht. Von Paris über Irak, Syrien, Jerusalem, Tel Aviv, wieder Paris, Brüssel, die europäischen Staatengrenzen und, und, und...um nur einige ihrer Herrschaftsorte zu nennen.

So unterschiedlich die Orte sein mögen, an denen sich diese Gewalt in polymorpher Gestalt ohne jede Rücksicht auf Humanität und Menschenleben entlädt, so leicht ist der weltweit entfesselte Krebsfraß der nur mangelhaft als Religion getarnten islamischen Weltbeherrschungsideologie als deren menschenverachtende Ursache auszuweisen.

Dabei stimmt es – diese Gewalt ist aus fanatisierter Dummheit und mittelalterlichem Rückschritt geboren. Sie ist, wenn man es genau betrachtet, unseren fortschrittlichen, über hochtechnische Aufklärungs-, Verteidigungs- und Angriffssysteme verfügenden westlichen Gesellschaften nicht einmal im Ansatz gewachsen und könnte eigentlich schon längst aus unserer Welt verbannt gemeinsam mit ihrer kranken Ideologie auf den Müllhalden unserer modernen Zivilisation verschimmeln.

Aber sie hat Verbündete in dieser Welt.

Dies sind die sich als Gutmenschen tarnenden „der-Islam-ist-eine-Religion-des-Friedens“- „der Terror-hat-mit-dem-Islam-nichts-zu-tun“- und „Asyl-kennt-auch-bei-Straftaten-keine-Obergrenze“- Demagogen, Terrorver-

steher und Volksverdummungs-Missionare aus unserer Politik und unseren vielfach öffentlich-rechtlichen Mainstream-Medien.

Sie haben aus dem „Juden-ins-Gas“-Gegröhl der hiesigen Muslime, aus den von den oftmals in den hiesigen Schlupfnestern verbildeten Islam-Anhängern in Paris, Syrien, Irak und anderswo begangenen Köpfungen und aus den arabischen Messer-Mord-Attaken in Israel nichts gelernt.

Sympathie oder auch nur Mitleid mit den unschuldigen jüdischen Opfern in Tel Aviv und Jerusalem kennen sie nicht. Gemeinsamkeiten zwischen den Opfern von Paris und Israel wollen sie nicht sehen. Zur Solidarität mit Israel und den Juden im gemeinsam aufgezwungenen Kampf gegen den durch stets islamische Täter verübten blutigen Terror sind sie nicht bereit.

Haarsträubend Fakten-verdrehende Schuldzuweisungen an die jüdischen Todesopfer, Freisprechen des Islam von jeder Urheberschaft an den Mordtaten und verständnisvolles Sympathisieren mit den islamischen Judenmördern ist schon eher ihre Sache.

„Junge Araber sterben bei Messer-attacken auf Israelis“ titelt „Spiegel Online“ in obsessiver Anschuldigung an die jüdischen Opfer und zeigt wie auch sonst stets auf wessen Seite sein Herz schlägt und zu wieviel Judenfeindschaft deutscher Mainstream-Journalismus nur gerade 70 Jahre nach dem Ende der Schoah schon wieder fähig ist.

Dabei steht ihm die Politik in nichts nach. Im Bundestag des deutschen Volkes wird, wie die „Welt“ berichtet, von so prominenter Seite wie dem Bundestags-Präsidenten Lammert eine Solidaritätsaufzählung aller Terroropfer der letzten Zeit vorgenommen. Aller?

Nein nicht aller – der fortdauernde Terror gegen jüdische Menschen in Israel wird von Herrn Lammert schlichtweg weggelassen und nicht mit einer Silbe erwähnt.

In diesem Klima nutzen natürlich auch politische Winzlinge, wie der Nutzlos-Kandidat der ebenso nutzlos eine liberale Partei simulierenden Möllemann-Memorial-FDP Christian Lindner den Rückenwind der Großen, um mit einer Attacke gegen den Zentralrat der Juden, wegen dessen ohnehin eher schwächlichen Mahnung vor einem Flüchtlings-korrelierten Anwachsen des Antisemitismus, seine eigene devote Verbeugung vor der invasiven islamischen Zuwanderung nach Deutschland zu machen.

Unsere Islam-Appeaser und Terror-Relativierer verbünden sich – statt sich mit dem Terror-überzogenen Israel zu solidarisieren – ohnehin viel lieber mit Pan-Islamisten wie Erdogan. Sie versorgen die iranischen Juden-Vernichtungsmullahs und Zivilisationsfeinde mit den nötigen Atombomben, sie liefern den Mördern bei uns den Lebensraum und versorgen den Hamas-Terror mit Geld und Waffen und sind unschuldig erstaunt, wenn das von ihnen zum Abschuss freigegebene Europa von Terroranschlag zu Terroranschlag taumelt.

Sie werden ihre verfehlte Politik und ihr Versagen natürlich niemals einräumen, sie werden ihre Kritiker, die unsere säkulareren, westlichen, freiheitlich-demokratischen Post-Aufklärungs-Gesellschaften für uns und unsere Kinder erhalten wollen, viel eher verleumden, diffamieren und rechter Gesinnung bezichtigen.

Dafür sorgen sie sich inständig um unser Klima, wollen partout nicht, dass wir rauchen und verbieten unseren Kühen das Pupsen.

Aber die Geschichtsschreibung wird sie – wenn auch leider zu spät – gnadenlos enttarnen.

Sie, die Islam-Appeaser aus Politik und Medien sind die Totengräber unserer über Jahrhunderte mit vielen Opfern erkämpften freiheitlichen Lebensweise.

Sie sind erheblich mitschuldig an den Tränen und der Trauer der Mütter, Väter, Frauen, Männer und Kinder der islamischen Mordopfer und sollten statt Krokodilstränen bei inhaltsleeren Trauerreden für die Opfer zu vergießen, vor Scham in den Boden versinken und anschließend das suizidale Islam-Appeasement beenden und sich entschlossen zur Verteidigung unserer Lebenswerte und Kultur vor ihre Völker stellen.

Werden sie aber nicht tun, unsere Klimahysteriker – und wir, wir wehren uns nicht. Deshalb lieben sie uns – wir sind ihre nur allzu willigen Geiseln und werden wohl, wenn kein neues Wunder geschieht, wie weiland das Römische Reich mit ihnen und ihrer dekadenten Gutmenschattheit untergehen.

Unsere christlichen Lesern etwas wehmütige Erinnerung an das zwischenzeitlich, dank arabischer Zuwendung in diesem Teil Israels, fast Christen-freie Betlehem und ein frohes und gesegnetes Weihnachtsfest.

Unsere jüdischen Lesern ein wundervolles Chag Chanukah Sameach.

Allen anderen nichtjüdischen Lesern, ohne Ihrer persönlichen Überzeugung zu nahe treten zu wollen, einige fröhliche und gesunde Widmungs-neutrale Feiertage/Nichtfeiertage.

Uns allen und dem Staat Israel alles erdenklich Gute

Ihr
Dr. Rafael Korenzecher

62 Lügner?

Allierte und Achsenmächte des Zweiten Weltkrieges kriegen zusammen eine 40.000-Mann-Armee nicht klein

Von Seth Frantzman

Über 62 Länder haben sich seit letztem Jahr der „Koalition gegen den IS“ angeschlossen, wie wir immer wieder zu hören bekommen.

Und jeder Monat bringt der Koalition mehr Partner.

„Der einzig richtige Weg den internationalen Terrorismus zu bekämpfen... ist es, präventiv zu handeln, die Militanten und Terroristen in ihren Gebieten zu bekämpfen und zu vernichten, und nicht darauf zu warten bis sie zu uns nach Hause kommen“, sagte Wladimir Putin bei einem Treffen in Moskau. Am selben Tag flog die russische Luftwaffe ihre ersten Angriffe in Syrien.

Das was Putin sagte, hätte auch von George Bush kommen können. Aber anders als Bush, kann Putin viele Unterstützer von der Linken und der Rechten im Westen auf seine Seite ziehen. Der britische Kommentator Simon Jenkins, der über Bushs „Krieg gegen den Terror“ als eine „Riesendummheit“ lästerte, kommentierte Putins Schritt im „Guardian“ in dem Artikel „Warum der Westen in Sachen Syrien auf Putin hören sollte“.

Er argumentierte, dass „jeder weiß, dass der einzige Weg für die USA das Schlachten in Syrien zu stoppen, eine Zusammenarbeit mit Assad ist – ganz egal, ob das gut aussieht oder nicht.“ Mit Putin solle man zusammenarbeiten gegen die „ernsthafte Bedrohung moslemischer Staaten gegen Russlands Süden.“

Die „Stop the War Coalition“ in Großbritannien schrieb „Bomben ist unmoralisch, dumm und gewinnt niemals einen Krieg“, um dann weiter auszuführen „...die einzige Intervention, die wahrscheinlich in Syrien funktioniert, ist grade diejenige in Moskau.“

Russlands „neuer Stolz“, sein „Krieg gegen den Terror“ und sein Bekenntnis gegen „islamischen Terror“ wird von den selben westlichen Linken bewundert, die sonst im Wort „Terrorismus“ „Islamophobie“ erkennen wollen und gegen Bomben sind, sofern sie von Großbritannien oder den USA abgeworfen werden.

Wir werden grade belehrt, dass wir uns in Syrien, um „das Schlachten zu stoppen“, mit demjenigen Diktator verbünden müssen, der über 200.000 Syrer abgeschlachtet hat und fünf Millionen Syrer zu Flüchtlingen gemacht hat.



Am Bord des französischen Flugzeugträgers „Charles de Gaulle“

ANNE-CHRISTINE POUJOLAT / APF

Im Juli gab auch die Türkei bekannt, dass sie sich der Koalition gegen den IS anschließe. Im September beschloss das britische Parlament Luftangriffe gegen den IS fliegen zu lassen. Das selbe Parlament verweigerte noch 2013 David Cameron die Zustimmung dazu.

Zur gleichen Zeit schlossen sich auch noch Belgien und Dänemark an, Frankreich, Australien, und auch arabische Staaten wie Saudi-Arabien und die VAE waren schon dabei. Iran wollte auch mitmachen.

Wenn Sie mal Spaß haben wollen, dann gehen Sie auf ein Online-Portal, dann gehen sie mal auf mapchart.net und klicken alle 62 Staaten an, die grade den IS „bekämpfen“. Ein ganz schön großer Teil wird Ihnen rot angezeigt werden – alle machen mit gegen den IS.

Die Länder mit den stärksten Armeen der Welt, dem höchsten BIP und mit einigen der größten Bevölkerungszahlen sind gegen den IS verbündet.

Fast alle Länder, die im Zweiten Weltkrieg gekämpft haben – auf beiden Seiten! Deutschland, Italien, Russland, Frankreich, Großbritannien, die USA – alle auf der selben Seite!

Diese Länder haben zusammen die größte militärische Schlagkraft, die auf die-

sem Planeten jemals existiert hat.

Und gegen was kämpfen sie? Der Islamische Staat ist eine furchterregende Organisation – wenn Du ein irakischer oder syrischer Zivilist bist, ein Jeside oder Christ, deren Gemeinschaften massenhaft ermordet wurden. Aber mal abgesehen von seiner Propaganda, seinen Vergewaltigungen und den Morden, hat der IS grade mal 40.000 Kämpfer! Die Zahl der Menschen, die unter IS-Herrschaft leben, wird auf zwei Millionen geschätzt.

Der IS könnte maximal noch 200.000 Leute zum Kriegsdienst heranziehen. Die Kurden alleine haben schon mehr Leute unter Waffen als der IS und haben den IS in offener Feldschlacht besiegt. Wenn die Kurden also mit ihren Kalschnikows und ihren bewaffneten Pick-Ups den IS besiegen können, warum kann das die 62-Länder-Anti-IS-Koalition nicht?

Wie kann es sein, dass die Länder, die im Zweiten Weltkrieg auf beiden Seiten kämpften, diese 40.000-Mann-Armee nicht kleinkriegt? Der IS hat noch nicht mal eine Luftwaffe und auch keinen Luftabwehr.

Nur eine von Pattons Divisionen von 1944 könnte den IS besiegen. Warum also gibt es den IS noch immer? Weil diese 62-Staaten-Koalition den IS nicht wirk-

lich bekämpfen.

Ein ausländischer Freiwilliger, der mit den Kurden kämpfte, schrieb auf Facebook: „Überraschung, Überraschung! „Den Terror bekämpfen“ ist heutzutage eine gute Entschuldigung, um diejenigen zu töten, die du sowieso noch nie mochtest!“

Sein zynischer Kommentar ist zutreffend. Als die Türkei sagte, dass sie den IS bekämpfen wolle, griff sie tatsächlich die PKK an.

Putins Bekundung den IS zu bekämpfen war in Wirklichkeit nur der Versuch, den Freifahrtschein für seine Unterstützung für Assad zu bekommen und die syrischen Rebellen zu bekämpfen. Alle Länder haben gelent, dass „IS bekämpfen“ ein Freifahrtschein für ihre eigentliche Agenda ist. Der Iran wollte auf diesem Weg seinen Einfluss in Syrien und Irak stärken. Für manche Länder ist es ein Weg sich bei den USA einzuschmeicheln oder einfach Waffen zu testen.

Als im September 2014 die Luftschläge der USA begannen, hieß es, man würde Ausbildungslager bombardieren. Bei anderen Schlägen griffen F16-Bomber und Drohnen an, Ziele waren das IS-Hauptquartier, Trainingslager und Kampffahrzeuge. Angeblich hätten beim zweiten Schlag auch schon Koalitionspartner teilgenommen. Ein US-Schiff hat auch noch „Tomahawk“-Raketen abgefeuert, die das IS-Finanzzentrum in Rakka zerstören sollten.

Am 5. Juni 2015 ließ das Pentagon verlauten „Die Luftschläge unserer Koalition sind die präzisesten in der Geschichte der Luftkriegsführung.“ Als der General, der die Pressekonferenz gab, gefragt wurde, wie der IS denn Palmyra einnehmen konnte, sagte er „ich habe nicht gesagt, dass sie keine taktischen Fortschritte gemacht haben. Ich habe gesagt, dass sie keine streitgischen Siege errungen haben.“

Andere Verlautbarungen des Pentagon sprechen von Luftschlägen gegen IS-Motorräder und „Kampfstellungen“, was im Klartext bedeutet, dass Millionen Dollar dafür verwendet wurden Sandsäcke zu zerstören.

Das, wovor die „Kämpfer gegen den IS“ am meisten Angst haben, ist, dass der IS wirklich besiegt werden könnte. – Denn dann hätten sie keine Entschuldigung mehr, im syrischen Bürgerkrieg mitzumischen.

Erstmals auf englisch erschienen in der „Jerusalem Post“

Liebe Leserinnen, liebe Leser,

in der digitalen Welt, in der wir leben, darf unsere Redaktion sich nicht auf die gedruckte Zeitung beschränken. Denn die Verbreitungsmöglichkeiten der Zeitung auf Papier sind beschränkt. Sie bekommt man nicht unbedingt in jedem Pressekiost – besonders in kleineren Orten ist das problematisch. Sie wird nicht überall ins Ausland ausgeliefert, und wenn, dann mit einigen Tagen Verspätung. Eine Abo-Lieferung ins Ausland kostet zusätzlich.

Aber auch wenn alle diese Schwierigkeiten auf Sie nicht zutreffen und Sie vor der Haustür einen Pressekiost haben, wo die Zeitung regelmäßig angeboten wird, möchten Sie möglicherweise nicht immer vor die Tür gehen und in der Zeitung blättern (falls das vom Kioskbesitzer geduldet wird), bevor Sie sie kaufen.

Für alle, die es bequem, schnell und ohne geografische Einschränkungen mögen, bieten wir nun eine neue Vereinfachung:

Kaufen Sie jede einzelne Ausgabe der „Jüdischen Rundschau“ oder abonnieren Sie die Zeitung als e-Paper.

Das bringt Ihnen nur Vorteile:

- Sie können die Zeitung lesen noch bevor sie an die Kioske und zu den Abonnenten der Druck-Ausgabe kommt.
- Sie können die Zeitung bzw. einzelne Artikel bequem elektronisch archivieren, ohne viel Papier zu Hause zu stapeln.
- Sie können sich vor der Kaufentscheidung einen Eindruck über den Inhalt der aktuellen Ausgabe verschaffen, ohne einen kritischen Blick des Kioskbesitzers ertragen zu müssen.
- Sie können die Zeitung an jedem Ort der Welt lesen, wo Sie Internet haben – ohne zeitliche Verzögerungen und ohne Aufpreis.
- Sie sparen Geld – die Einzelausgabe kostet als e-Paper 3 Euro statt 3,70 Euro am Kiosk, das Jahresabo 33 Euro statt 39 Euro für die Druckausgabe.
- Und nicht zuletzt tragen Sie sogar zum Schutz der Umwelt bei.

Um all diese Vorteile zu nutzen, brauchen Sie nur unsere Website www.juedische-rundschau.de zu besuchen. Ein Button für den Kauf der Zeitung als e-Paper finden Sie sowohl auf der Hauptseite (oben rechts und ganz unten im Menü „Service“) als auch hinter jedem einzelnen Artikelausschnitt in der Online-Version der Zeitung.

Vor-Ort-Besuch in Paris

Die JÜDISCHE RUNDSCHAU sammelte aktuelle Eindrücke nach dem Massaker

Von Mercedes Ronja Nabert

Die Geschehnisse des 13. Novembers schockieren weit über die französischen Landesgrenzen hinaus. Seit 2001 wurde die Grundstimmung des Westens nicht mehr in einem solchen Ausmaße durch das Werk von Terroristen dirigiert. Der „Islamische Staat“ hat bewiesen, dass er längerfristig ernst genommen werden muss. Wellen spontaner Solidarität gehen um den ganzen Globus.

Für die Pariser ist es ein schierer Albtraum – doch die Stadt der Liebe und Ausschweifung zeigt sehr verschiedene Gesichter. Manch Ignoranz indes ist mit Fassungslosigkeit nicht zu entschuldigen.

Die JÜDISCHE RUNDSCHAU war vor Ort, um sich ein umfassendes Bild zu machen.

Das Bataclan-Theater, in welchem Terroristen 89 Menschen ermordet haben, war bis vor kurzem in jüdischem Besitz; die Örtlichkeit ist zudem für pro-israelische Veranstaltungen bekannt, und in der Folge für Angriffe und Angriffsdrohungen, über die dereinst noch differenziert berichtet wurde. Auch die für den Abend des Terrors gebuchte amerikanische Rock-Band „Eagles Of Death Metal“ hat aus ihrer Sympathie für den jüdischen Staat nie einen Hehl gemacht – erst unlängst wies sie das Ersuchen des Pink-Floyd-Sängers Roger Waters, nach einer Beteiligung am Israel-Boycott mit einem beherzten „Fuck you!“ zurück. Dass Antisemitismus zumindest eines von mehreren Motiven gewesen sein könnte, sieht folglich jeder, der sich hinzusehen traut. Auf Menschen, Politik und Medien in Frankreich übt dieser Tage jedoch nichts so viel Einfluss aus wie die Angst. Diese ist bekanntlich ein schlechter Ratgeber, und gegenwärtig obendrein eine geeignete Grundlage für die Entfaltung von Ressentiments.

Wenn sich nun ein ganzer Staat, der zum Schauplatz mehrerer dschihadistischer Massaker wurde, über diese antisemitischen Hintergründe in Schweigen hüllt, wenn die in Israel stattfindenden Solidaritätskundgebungen und die mitfühlende, ermutigende Ansprache des israelischen Ministerpräsidenten Benjamin Netanjahu von den Redaktionen unterschlagen werden, vermag Antisemitismus allein dies nur unzureichend zu erklären. Präziser erinnert all dies an eine Kapitulation vor den Anliegen der Terroristen, was es in keiner Weise besser macht.

Place de la République: Trauer, Panik, Blumen und Fahnen

Das Publikum in den Seitenstraßen der sonst so lebendigen Rue de Voltaire scheint wie ausgewechselt, und dies nur marginal deswegen, weil die Touristen fehlen. Die Stimmung ist von einer befremdlichen Schwere und Vorsicht geprägt. Mit gedämpfter Stimme wird zwar weiterhin Smalltalk betrieben, doch nicht selten ist zu vernehmen, wie sich die Anwohner darüber austauschen, wer ein Opfer des Anschlags persönlich kannte. Am Rande stehen so manche Polizisten, von denen ungefähr jeder Dritte mit einem Maschinengewehr ausgestattet ist. Gegenüberliegend haben sich zahlreiche Fernsehjournalisten mit ihren Wagen, Technik und Pavillons in einem Halbkreis aufgebaut. Zu manchen Zeiten unter der Woche werden sie gegenüber den Trauernden noch in der Überzahl sein. Doch am Sonntag, zwei Nächte nach den Anschlägen, scheint es nach und nach die gesamte Einwohnerschaft hierher zu ziehen.



Geschmacklos nutzen dieser Mann und seine Freunde die Trauer aus: „Die Palästinenser sind ja in Sachen Terror ebenfalls sehr leid-geprüft“.

Einige Menschen liegen sich schluchzend in den Armen, andere umklammern ihre Weingläser, die sie von zu Hause mitbrachten. Hin und wieder stimmt eine Gruppe entsetzter Jugendlicher einen Beatles-Song an, was hauptsächlich hysterisch

oder Breton gezeichnet sind. Ein gerahmtes Bild von Papst Franziskus prangt neben den Fotos der Opfer, und weiter oben am Sockel hat jemand mit Textmarker die Botschaft hinterlassen, dass Palästina hinter Frankreich stünde.

„Ihr Sieg beginnt mit unserer Angst, in unseren Köpfen. Wer nicht direkt betroffen ist, sollte nun leben wie nie zuvor!“

klings. Eine nicht bundreine Akustikgitarre wird mit zittrigen Händen begleitend dazu gezupft, Kamerateams machen sich die besten Plätze streitig. Kurzum: Um wirklich zu trauern, ist es für die meisten noch zu früh. Zu wenig hat man sich bisher über die Geschehnisse gewahr werden können; zu frisch ist noch die Konsternation. Ganz deutlich wird dies, als zu einem Zeitpunkt ein lautes, dumpfes Geräusch erklingt und eine kurzzeitige Massenpanik auszulösen vermag. Noch Stunden später fragen sich die Menschen, was da los gewesen sein mag, und ihre Gesprächspartner pflegen dann fahrig, mit ängstlichem Blick zu antworten, dass es „einfach nur Panik“ gewesen sei, vermutlich eine Flasche, die zu Boden fiel und zerbrach. Wann immer aus der Ferne Sirenen zu hören sind, rücken die Pariser wie aufgeschreckte Rehe dichter zusammen.

Um den Sockel der Statue der Marianne – der Nationalfigur der Französischen Republik – scharen sich rund hundert Menschen, um auf der breiten Ablagefläche, die einst als Sitzfläche genutzt wurde, Kerzen zu entzünden und sich anzusehen, was andere vor ihnen dort niedergelegt haben. Es stapeln sich Blumen, in den Farben Frankreichs bemalte Leinwände, Fahnen aus aller Herren Länder sowie Zettelchen, auf welchen Herzen und Peace-Zeichen nebst nachdenklicher Zitate von Sartre

chen, arabisch aussehenden Jugendlichen bereitwillig, dass auch Amerika und Israel nicht wenige Terroristen hervorgebracht hätten und dass die Opfer der Massaker, sofern nicht moslemisch, sich keinen Platz im Himmel sichern könnten. Dass die Ereignisse nicht im Geringsten etwas mit dem Islam zu tun haben, wird von Seiten des BBCs oder der Tagesschau selbstredend nicht in Frage gestellt. In die Mikrofone aller großen Nachrichtensender sollen sie nichts anderes als ihre Botschaft des Friedens parlieren. Keiner der verantwortlichen Journalisten ist bereit, der JÜDISCHEN RUNDSCHAU zu erklären, warum dieser Themenkomplex so rigoros ausgeklammert werden muss.

Hier, wie auch bei improvisierten Gedenkstätten an den Absperrungen vor den Tatorten, ist es kein Leichtes, Spuren jüdischen Lebens zu finden; auf dem Boulevard de Charonne so wenig wie auf dem Boulevard Voltaire. Spätestens wenn die freiwilligen zivilen Helfer wieder aufgeräumt haben, verschwinden auf wundersame Weise die wenigen hebräisch geschriebenen Botschaften und jedes noch so winzige jüdische Symbol. So naiv, eine der in Frankreich schwer erhältlichen Israelfahnen neben derjenigen von Sri Lanka niederzulegen, ist freilich aber auch keiner. Lediglich einige winzige Gedenkerzen, nach denen man längere Zeit suchen muss, lassen erahnen, dass unter den Verstorbenen und Überlebenden auch Menschen mit einer Verbindung zum jüdischen Glauben oder zum jüdischen Staat gewesen sein könnten. In einem Gespräch über das Bataclan und seine Geschichte fragt ein Kameramann von NBC, was Zionismus überhaupt sein solle. „Wie buchstabieren Sie das, bitte? Nein, nie davon gehört.“

„Leben wie nie zuvor“

Zwei Straßen weiter, gegenüber einer kleinen orthodoxen Synagoge, befindet sich eine Pizzeria, in welcher Samy, ein junger Libyer, gerade abseits des Trubels die Nachrichten sieht und der Opfer gedenkt. Mit einem anderen Araber zusammen betreibt er diesen Laden schon seit einer Weile und stellt Planungen dahingehend an, den Keller als eine Art Kneipe oder kleine Diskothek auszubauen, um demnächst auch am Abend ein Programm bieten zu können. Zwar sind sie noch ganz am Anfang, doch die Amerikaflagge hinter der Theke hängt bereits. Er müsse nicht

Jüdisches Trauern unerwünscht – Politisierung des Gedenkens willkommen

Schilder und Zettelchen mit der Botschaft „Ich bin Moslem, aber kein Terrorist“ werden vielfach präsentiert und zwischen den



Anti US-Demo – getarnt als Beileidsbekundung

Blumen abgelegt; nie muss man lange auf den nächsten Menschen warten, der etwas vergleichbares in die Höhe hält. Auf Nachfrage versichern die meist männli-

hinüber auf den Platz gehen und Schilder bemalen, findet er: „Man sollte Trauernde unter Trauernden und die Politik unter Politikern lassen. Freiheit ist mir wirklich

sehr wichtig.“

Freiheit ist auch das Leitmotiv des französisch-italienischen Medizinstudenten Stefan, der sich, kurz bevor er das der JÜDISCHEN RUNDSCHAU schilderte, schon mit dem BBC über sein persönliches Erleben der Nacht des Terrors unterhielt.

Wäre ihm an jedem Abend nicht sein Nebenjob dazwischen gekommen, hätte er selbst mit fünf engen Freunden das Bataclan besucht. Das Ticket wurde also weitergereicht und die Stunden im Büro abge-

viel Zögern bei militärischem Eingreifen in Ernstfällen nicht gutheißt.

Marais bleibt stabil

Eine wieder ganz andere Szenerie ist es, die sich im Herzen des Stadtteils Marais, in der berühmten jüdischen Rue des Rosiers, darbietet. Auch hier herrscht Alarmbereitschaft. Betroffenheit, Angst und Unverständnis sind deutlich spürbar. Auch hier wird mit gedämpfter Stimme geredet. Fremde werden zunächst argwöhnisch



Beatles-Lieder zum Trauern

rissen. Nach seinem Feierabend saß er in einer nahegelegenen Bar, mit dem Vorsatz, seine Clique bald auf einen Drink zu treffen, bei dem sie ihm von dem Konzert erzählen würden – bis er Schüsse hörte.

Die übrige Nacht verbrachte er auf Biten der Polizei damit, den überforderten Notärzten zu helfen. Fremd und unheimlich sei ihm dabei zumute gewesen, als hätte er für einige Stunden das Leben eines anderen gelebt. Seit dem morgendlichen Telefonat mit der Polizei, welches er entgegennahm, kaum dass er seine Haustür erreicht hatte, schwankt er innerlich zwischen Trotz und tiefer Trauer. Keiner seiner Freunde hat das Konzert überlebt. Sie standen unmittelbar neben den Terroristen, als das Feuer eröffnet wurde. Es gab für sie kein Entkommen.

Obwohl oder gerade weil Stefan zugeben kann, dass er noch immer oft der Hoffnung erliegt, aus seinem Albtraum wieder erwachen zu können, ist es ihm wichtig, seine (nicht ganz exklusive) Botschaft zu verbreiten – auf dass sich von all den möglichen und unmöglichen Reaktionen auf den Terror, die er da draußen beobachtet, keine der schlechteren durchsetzt:

„Wir dürfen uns nicht einschüchtern und erst recht nicht das Leben verbieten lassen! Wenn hier alles in einem Wust aus Panik versinkt, dann haben sie gewonnen. Ihr Sieg beginnt mit unserer Angst, in unseren Köpfen. Wer nicht direkt betroffen ist, sollte nun leben wie nie zuvor!“

Diese im Grunde sehr vernünftige Geisteshaltung bis aufs äußerste lobpreisend, hatte auch „Charlie Hebdo“ schon sein Titelbild gestaltet: Ein tänzelnder Mann, der in bester französischer Manier Champagner schlürft und durch vier Einschlusslöcher in seinem Leib wieder verliert, ist darauf gezeichnet: „Sie haben die Waffen. Wir haben Champagner!“

Die Werte der Westlichen Welt gelte es „nicht schon gegenüber denjenigen zu verteidigen, die sich in dieselbe flüchten wollen, etwa aus Syrien“, sagt er: „aber auch nicht erst dann, wenn andere hinterherkommen, die unsere Werte tatsächlich angreifen wollen. Wir müssten genug davon haben, um sie über den Globus zu verteilen.“ Er will damit sagen, dass er zu

beügt. Doch wirklich eingeschüchtert oder gar anklagend wirkt niemand. Analytisch, abwägend und eher vorsichtig wird an den verschiedenen Treffpunkten über den Terror debattiert und einander über Neuigkeiten informiert. In fast familiärer Atmosphäre wird versucht, Ruhe zu bewahren und möglichst auch den Humor nicht zu verlieren.

Was im jüdischen Viertel überdies auffällt, ist die verhältnismäßig rare Polizeipräsenz. Während ein großer Gedenkgottesdienst in einer Synagoge am Vorabend noch von mehreren Dutzend Sicherheitskräften bewacht wird und vor dem Bataclan noch tagelang vier Mannschaftswagen stehen, sind am Montag lediglich drei schwer bewaffnete Polizisten vor den beiden Eingängen der jüdischen Schule eingesetzt und insgesamt etwa zehn im gesamten „Pletzl“, wie das jüdische Viertel im vierten Arrondissement auch genannt wird. Ob das gut durchdacht ist?

Von der JÜDISCHEN RUNDSCHAU darauf angesprochen, schüttelt einer der Polizisten unsicher den Kopf: „Ich weiß wirklich nicht, ob wir reichen. Vielleicht ein bisschen zur Abschreckung, ja. Aber wenn wirklich etwas passiert; wenn sie von da hinten oder von oben kommen, dann können wir nichts tun.“ Zwei Jungen mit Kippa überqueren Hand in Hand die Straße und grüßen ihre schwachen Beschützer im Vorbeigehen höflich. Die mit den Gewehren lächeln daraufhin verlegen und wenden sich ab.

Im berühmten Café des Psaumes bestätigt die freundliche Anwohnerin Silvie, die dort viel Zeit verbringt, den Eindruck, dass es zur Zeit keine anderen Themen auf der Straße gibt. „Alle reden darüber. Wir haben hier eine ausgeprägte Diskussionskultur, aber zur Zeit ist es besonders schlimm.“ Der Auffassung, dass es sich dieses Mal um rein antisemitische Taten handelte, ist sie nicht: „Das war diesmal gegen uns alle. Gegen Franzosen, gegen Juden. Wie darauf nun politisch reagiert wird, das ist eine andere Frage.“

Samuel sieht das noch differenzierter. Der Mitautor des Buches „Rue des Rosiers“ befindet, Frankreich und besonders Paris würden „fast die gleichen Stereo-

type anhaften, wie den Juden“. Die Stadt wäre dennoch nie zum Ziel geworden, wenn man nicht überall wüsste, dass sie bis heute so reich an jüdischem Leben ist.

Gleichwohl sorgen die meisten im Pletzl sich nicht grundsätzlich um die Zukunft der Juden in Frankreich. Wenn es keine Pogrome gebe und Frankreich nicht noch regelmäßiger von Terroristen heimgesucht werde, wäre künftig das Schicksal der französischen Juden mit dem Schicksal der übrigen Franzosen sehr eng verwoben. „Wer sich als Jude wegen des bisschen Terrors hier nicht sicher fühle, habe das Land bereits nach den Angriffen auf Charlie Hebdo und den jüdischen Supermarkt im Januar verlassen“, wirft jemand ein. Silvie, deren Schwester in der Jüdischen Agentur in Paris arbeitet, weiß sehr wohl um deren Bestrebung, sie am liebsten alle noch heute in Sicherheit zu bringen; nur fällt ihr gerade niemand ein, der das auch in Anspruch nähme. In der Tat liebgüelt derzeit kaum jemand im Pletzl mit dem Gedanken, Alija zu machen.

Als am Montagabend im Jüdischen Viertel die Boutiquen schließen, sind nicht einmal die zehn Polizisten anwesend, lediglich zwei Uniformierte gehen auf Streife.

Liebesgrüße aus Ramallah

Am Mittwochabend, gerade einmal fünf Tage nach den Massakern, scheint der moralische Sieg auf dem Platz der Republik in noch weitere Ferne gerückt zu sein. Der Enthusiasmus beim repräsentativen Trauern befindet sich ohnehin auf dem Rückzug – anders ließe sich kaum erklären, warum einsame Gestalten plötzlich „Free Hugs“-Schilder mit sich herum tragen müssen, um nochmals von einem Fremden getätschelt zu werden. Gegen 20 Uhr allerdings zieht eine Gruppe die Aufmerksamkeit auf sich, welche schlechter kaum

Einige Neugierige kommen ihm näher, andere weichen irritiert zurück; doch sie alle beschenkt er mit einem breiten, süffisanten Lächeln.

Die restliche Gruppe hat sich inzwischen unter das einfache Volk gemischt, wo sich planmäßig und spielerisch einfach Gespräche über das „aufrichtigste Mitgefühl des palästinensischen Volkes“ entwickeln, welches „in Sachen Terror ja ebenfalls sehr leidgeprüft“ sei. Die Pariser nehmen offensichtlich an, dass festliche Stimmung und verstohlenes Gezwinke im Falle von Trauer eine kulturelle Eigenart unter „vertriebenen Arabern“ sei, die sich in der Konfrontation mit Israel entwickelt haben muss.

Obwohl diese Aktion vermutlich bewusst zu einem Zeitpunkt stattfindet, zu welchem viele Sender live senden, wird den jungen Männern keine nennenswerte Medienbelagerung zuteil; das „Moslem, kein Terrorist“-Schildchen fehlt ihnen schließlich.

Eine einzige junge Frau durchschaut die Propaganda und wendet sich in verschiedenen Sprachen an die Umstehenden, sie könnten diesen Auftritt doch nicht weiter billigen. Nervös redet sie auf irgendjemanden ein und versucht unter anderem zu erklären, dass zwischen dem „Islamischen Staat“ und verschiedenen palästinensisch-dschihadistischen Gruppen lediglich ein interner Religionskonflikt bestünde und man nicht zulassen könne, dass ein solcher auf französischen Gräbern ausgetragen wird; zumal sie sich in ihrem Hass auf den Westen sonst gar nicht so uneins seien. Unter dieser Fahne hätte es noch nie auch nur eine echte Demokratie gegeben, und wenn auch nur diese Palästinenser die Freiheit verteidigen wollten, dann hätten sie die Fahne besser daheim gelassen.

„Ihr seid einfach nur neidisch auf den Erfolg des IS“, bringt sie nach einigen Mi-



Kleine Hinweise im Lichtermeer, dass auch Juden betroffen waren

hierher passen könnte und einen mehr als befremdlichen Auftritt darbietet. Vorweg geht eine Person mit seidenem Schal im Design der Fahne der palästinensischen Autonomiegebiete; zwei besonders große Fahnen hält er in seinen Händen: eine palästinensische und eine französische. Auch sein gut zehnköpfiges Gefolge schwenkt leidenschaftlich die palästinensische Flagge, und eine solche wird sogleich ganz oben an der Marianne gehisst. Achtlos stolziert der Mann mit dem Schal auf die Anhöhe der Statue und über die erloschenen Teelichter hinweg, bis jeder und jede einen guten Blick auf ihn erhaschen kann.

nuten, beinahe brüllend vor Verzweiflung, ihr letztes Argument hervor, diesmal direkt an die Gruppe gewandt.

Allem Anschein nach befürchtet sie dann aber, selbst gleich Opfer eines Selbstmordattentats zu werden. Während sie von den meisten weiterhin ignoriert wird und der Anführer der Gruppe von droben auf sie herablacht, bringt sie sich verdrößlich mit den Schultern zuckend in Sicherheit. Sie hat ihr Möglichstes getan. An der Ecke, die sie sich zum Verlassen des Platzes ausgewählt hat, liegt ein Banner auf dem Boden, mit dem metergroßen Schriftzug „R.I.P PARIS“.

Die Brutstätte

Im Brüsseler Stadtteil Molenbeek konnten Islamisten Mitglieder rekrutieren und Terroranschläge planen

Von Jerome Lombard

Molenbeek- Saint Jean. Der Name dieses Stadtviertels der belgischen Hauptstadt klingt eigentlich ganz idyllisch. Mühlenbach. Doch gibt es hier heutzutage weder eine Mühle, noch einen Bach. Und auch von Idylle ist weit und breit keine Spur. Molenbeek: Das ist eine kleine, dichtbesiedelte Gemeinde mit rund 100.000 Einwohnern westlich des Brüsseler Stadtzentrums und eine der insgesamt 19 autonomen Kommunen in der französisch-flämischsprachigen Großraumregion Brüssel-Hauptstadt.

Molenbeek: Das ist ein sozialer Brennpunkt. Die Arbeitslosigkeit und die Kriminalitätsrate sind hoch. Die Perspektiven gering. Ein von Migranten geprägter Stadtteil. Gut 40 Prozent der Einwohner sind Muslime und stammen vor allem aus Marokko, Syrien und dem Irak. Arabisch und Berberisch sind Verkehrssprachen. Der Bezirk mit seinen Wohnplatten und Apartmentblocks ist ein Paradebeispiel für eine gescheiterte Integrationspolitik und eine neben der Mehrheitsgesellschaft existierende Parallelgesellschaft, in der ganz eigene Regeln gelten. Das Viertel ist eine No-Go-Area für Menschen nicht-muslimischen Glaubens. Hier eine Kippa offen zu tragen und sich als Jude zu erkennen zu geben, ist eine Gefahr für Leib und Leben.

Molenbeek: Dieser Name geisterte ab Mitte November durch die internationalen Medien. Im Zusammenhang mit den Terroranschlägen von Paris, bei denen islamistische Attentäter in einer koordinierten Attacke 130 Menschen kaltblütig ermordeten. Die Spur der französischen Ermittler führte schnell ins nördliche Nachbarland Belgien und speziell nach Molenbeek. Mindestens drei der insgesamt neun Attentäter aus Paris stammen aus dem Viertel bzw. haben längere Zeit dort gelebt. Der als Mastermind und Organisator der Anschläge geltende Dschihadist, Abdelhamid Abaaoud, der sich in Syrien von der Terrorbande „Islamischer Staat“ (IS) ausbilden ließ und fünf Tage nach den Angriffen bei einem Anti-Terror-Einsatz der Polizei im Pariser Vorort Saint Denis erschossen wurde, war gebürtig aus Molenbeek.

Schon unmittelbar nach den Anschlägen von Paris blickten die Ermittlungsbehörden nach Belgien. Das lag zum einen an knallharten Indizien. So hatte die Polizei vor dem Konzertsaal Bataclan, in dem die Attentäter 89 Menschen töteten, einen in Belgien registrierten Mietwagen sichergestellt. Im Innenraum fand man ein Parkticket, gelöst in Molenbeek. Zudem wohnten zwei Attentäter, die sich vor dem Stade de France in die Luft gesprengt hatten, als französische Staatsbürger mit Wohnsitz in dem Viertel. Zum anderen blickten die Ermittler schnell nach Brüssel, weil Molenbeek seit Jahren als Hochburg der Islamisten bekannt und berüchtigt ist. Immer wieder wurde der Ortsteil in den letzten Jahren im Zusammenhang mit islamistischem Terror genannt.

Viele Spuren der vergangenen Jahre führten immer wieder hierhin

2004: Ein maßgeblicher Drahtzieher der Anschläge auf mehrere Vorortzüge in Madrid, bei denen 191 Menschen aus

dem Leben gerissen wurden, kam aus Molenbeek. 2014: Der Terrorist, der im Jüdischen Museum in Brüssel vier Menschen ermordete, lebte einige Zeit in dem Stadtteil. 2015: Der Attentäter, der unmittelbar nach den Anschlägen auf das Satiremagazin „Charlie Hebdo“ vier Menschen in einem koscheren Supermarkt in Paris tötete, soll sich hier im Viertel Waffen beschafft haben. Der Islamist, der im August diesen Jahres ein Massaker in dem von Amsterdam nach Paris fahrenden Schnellzug Thalys anrichten wollte und nur durch das heldenhafte Eingreifen dreier zufällig anwesenden amerikanischer Marines gestoppt werden konnte, wohnte unmittelbar vor seiner geplanten Tat in Molenbeek. Und: Zwei Terrorverdächtige, die Anfang des Jahres in der Kleinstadt Verviers im Osten Belgiens bei einer Razzia von Sondereinheiten der Polizei erschossen wurden, waren ebenfalls in besagtem Brüsseler Viertel ortsansässig. Die belgischen Behörden gehen davon aus, dass bis zu 40 junge Männer aus Molenbeek nach Syrien und den Irak ausgereist sind, um sich dort den Dschihadisten anzuschließen. Aus Belgien sollen es insgesamt 500 Personen sein. Das ist, gemessen an den Einwohnern, die höchste Zahl in der gesamten Europäischen Union. Die Verbindungen nach Molenbeek sind also in keinem der Fälle reiner Zufall. Der einstige Arbeiterstadtteil im Westen Brüssels ist zu einer Brutstätte des Islamismus direkt im geographischen Herzen Europas geworden.

Wieso Molenbeek?

Dieser Frage gingen Reporter aus aller Welt unmittelbar nach den Pariser Anschlägen nach. Auf dem Platz vor dem Rathaus im Viertel standen die Übertragungswagen der Presseagenturen und TV-Sender Stoßstange an Stoßstange. „Wir haben die Lage nicht mehr unter Kontrolle“, gestand sich Belgiens Innenminister, Jan Jambon, mit Blick auf Molenbeek ein, um gleich darauf hinzuzufügen, dass man mit Hilfe der Polizei jetzt mal so richtig im Kiez „aufräumen“ werde. Ein hehres Anliegen, haben die Sicherheitskräfte doch lange genug die

pektivlosigkeit insbesondere von muslimischen Jugendlichen als das Hauptproblem an. In einem Bericht in einer deutschen Zeitung zieht der Reporter einen Vergleich zwischen der aktuellen Situation in Molenbeek mit derjenigen in Kreuzberg in den 1980er Jahren.

Dieser Vergleich hinkt aber gewaltig. Wenn die soziale Misere in dem Brüsseler Stadtteil heute ähnlich schlecht wie die in dem berüchtigten Berliner Problembezirk vor über dreißig Jahren ist, wie ist es dann zu erklären, dass das Kreuzberg der 1980er Jahre keinen einzigen islamistisch-fundamentalistischen Attentäter produziert hat?

dies begünstigt. Viele der Anwohner gaben gegenüber Reportern an, dass sie die Attentäter von Paris und deren Familien kannten. Ist wirklich niemandem etwas aufgefallen, oder wollte man die fundamentalistischen Ansichten der moslemischen Glaubensgenossen nicht hören? In der Molenbeeker Al-Khalil-Moschee sollen sich viele der Dschihadisten radikalisiert haben. Schwer vorstellbar, dass hier eine Form des Islams gepredigt wird, die mit westlichen Werten in Einklang steht, wie der Moscheevorstand nicht müde wird zu behaupten.

Es sind diese Fragen, die sowohl die



Eine moslemische Frau hält in Molenbeek ein Schild mit dem Namen des Stadtteils hoch, in dem sie der Opfer von Paris gedenkt.

Liest man Reportagen über Molenbeek, könnte man bei vielen fast Mitleid mit den dort aufgewachsenen, späteren Islamisten bekommen. Desintegration, Verwahrlosung, Gewalt, kaum Mög-

Einwohner von Molenbeek als auch die Politik beantworten müssen. Nur, wenn der radikale Islamismus als integrales Problem innerhalb der islamischen Religion und von den Moslems selber als eben solches verstanden wird, kann die mörderische Ideologie an den Wurzeln bekämpft werden. Molenbeek ist da kein Einzelfall. Auch in London, Stockholm und in anderen europäischen Metropolen, gibt es Stadtteile, die zu quasi No-Go-Areas für Nicht-Moslems und potentielle Radikalisierungszentren geworden sind. Dass ausgerechnet Molenbeek zu einem derartigen Hauptvernetzungspunkt für die islamistische Szene in Europa geworden ist, liegt sicherlich an der geographischen Lage und an der besonderen Unfähigkeit der Bezirks- und Sicherheitspolitik vor Ort.

Stadtviertel wie Molenbeek sollten als das bezeichnet werden, was sie sind: Großstadtbezirke, in denen der Staat mit seinen Gesetzen praktisch kaum noch präsent ist und (islamisch dominierte) Parallelgesellschaften entstanden sind. Es ist genau dieses gesellschaftliche Umfeld, das nach seinen eigenen patriarchalen, undemokratischen und illiberalen Regeln funktioniert, in denen Dschihadisten und insbesondere der IS neue Mitglieder rekrutieren können. Eine konsequente Anti-Islamismus-Strategie muss auch auf die „Rückeroberung“ solcher Stadtviertel abzielen.

„ Aus Belgien sollen insgesamt 500 Personen nach Syrien zu den Dschihadisten gereist sein. Das ist gemessen an der Einwohnerzahl die höchste Zahl in der gesamten Europäischen Union. “

Augen verschlossen und lieber einen Bogen um den Stadtteil gemacht. Tatsächlich gab es in den Tagen nach Paris mehrere Zugriffe und Festnahmen, die mit den Attentaten in Verbindung stehen sollen.

Die Bezirksbürgermeisterin von Molenbeek, die liberale Politikerin Francoise Shepmans, bemühte sich um Erklärungen, was alles in ihrem Bezirk falsch läuft. So sei von ihren Vorgängern jahrelang eine unzureichende und verfehlte Integrationspolitik betrieben worden. Desillusionierte Jugendliche, arbeitslose Erwachsene und alltägliche Gewalt seien der ideale Nährboden für radikale Ideen. Auch in dem Viertel aktive Sozialarbeiter klagen die Pers-

lichkeiten des sozialen Aufstiegs: Ist es da nicht nachvollziehbar oder zumindest erklärbar, wenn sich jemand mit einem Sprengstoffgürtel in die Luft jagt oder in ein Theater stürmt und wahllos Menschen mit einem Sturmgewehr niedermäht?

Natürlich nicht. Kein klar denkender Mensch würde dem zustimmen. Raub, Diebstahl, Drogen, all das kann mit der sozialen Situation in einem schwierigen Problembezirk erklärt werden. Islamischer Terrorismus und der Wunsch, gegen das freie Leben an sich ins Feld zu ziehen, sind es nicht. Ein Viertel wie Molenbeek ist deshalb zur Brutstätte des radikalen Islams geworden, weil die gesellschaftliche Struktur des Bezirks

Die Band „Eagles of Death Metal“

Sie widerstandem dem massiven Druck der BDS-Bewegung

Von Monty Maximilian Ott

Der Schock der Ereignisse in Paris sitzt noch tief. Vor dem abgesagten Fußballspiel in Hannover wurde viel davon gesprochen, dass man gegen diesen Terror aufstehen müsse. Die Band „Eagles of Death Metal“ tut dies und bewies schon vor den Anschlägen in Paris Rückgrat. Nicht zuletzt deswegen wurden sie auch zum Ziel der Attentäter.

Quo vadis, Europa? fragt man sich dieser Tage. Mit einem Mal ist der Terror wieder ganz nah. Der Schrecken, der die Menschen in Israel inzwischen fast täglich in Form von Messer-Attentaten oder sogenannten Auto-Ramm-Attacken einholt, ist zurück in Europa. Lange Zeit gaben sich in Europa viele Menschen dem trügerischen Gefühl hin, dass nach den Anschlägen in New York, Madrid und London der islamistische Terror kein europäisches Problem sei. Doch die Anschläge auf das jüdische Museum in Belgien und auf Hyper Cacher und „Charlie Hebdo“ im Januar diesen Jahres zeigten wie dünn diese Fassade ist.

Die Angriffe im November kamen einem Stich ins Herz gleich. Doch entscheidende Details erhalten nicht das Maß an Aufmerksamkeit, das ihnen gebührt. Denn das jüdische Museum, der koschere Supermarkt und die Band „Eagles of Death Metal“ wurden nicht zufällig ausgewählt, sondern gezielt Opfer des antisemitischen Terrors. Denn neben der anti-westlichen Stoßrichtung dieser Attentate, gibt es eindeutig antisemitische Beweggründe.

Die Geschichte der „Eagles of Death Metal“ beginnt in der kalifornischen Wüste. Hier sitzen Jesse Hughes und Joshua Homme bei einer Jam Session zusammen und begründen eine Band, welche sich von „AC/DC“ und den „Rolling Stones“ inspirieren lässt. Ihr Name? Ein Witz! Verwurzelt in dem Gedanken wie sich eine Rockversion der „Eagles“ anhören könnte. Sie spielen einerseits bluesige Hymnen, die zum Mitsingen anregen und haben auch rockige Tanznummern im Angebot. Mit diesem Mix schafften sie es weit – bis nach Europa.

Zwei Wochen vor ihrem Paris-Auftritt hatte ihre Europa-Tournee in Dublin begonnen. Hier traten sie gemeinsam mit „Duran Duran“ auf und gaben „Save a Prayer“ zum Besten. Bei Facebook fand sich anschließend ein Bild, auf welchem Hughes auf der Bühne posiert und im Hintergrund etliche Fans die Band feiern. Was für ein Gefühl! Wer aus der Crew hätte in dieser Hochstimmung damit rechnen können, dass einer von ihnen zwei Wochen später ermordet werden würde.

In Paris angekommen erkundete Julian Dorio, der Schlagzeuger der Band, die Stadt der Liebe mit dem Fahrrad. Er posiert neben Notre Dame und schreibt auf Facebook: „Paris mit dem Fahrrad zu entdecken, ist mit nichts zu vergleichen.“

Jesse Hughes berichtete nach den tieferschütternden Ereignissen im „Bataclan“ vom Abend des 13. Novembers. Er erzählt, dass es Konzertbesucher schafften sich in der Umkleidekabine der Band zu verstecken. „Sie haben alle umgebracht bis auf einen Jungen, der sich unter meiner Lederjacke versteckt hat“, berichtet er kreidebleich von dem Moment, als es die Mörder dennoch schafften die Umkleidekabine zu stürmen. Einem Gros der Crew gelang zwar die Flucht, aber der für das Management der Tour angestellte Nick

Alexander verlor sein Leben in diesem Inferno. Dennoch betont Jesse Hughes nicht die Angst vor Terror und Gewalt, sondern die unglaublichen Symbole von Mitgefühl und Freundschaft, die er an jenem Abend sah: „So viele haben sich schützend vor andere gestellt.“

Hughes denkt, dass die hohe Zahl an Opfern auch damit zusammenhängt, dass die Leute ihre Freunde nicht zurückließen, sondern ihnen im Angesicht des Todes beistanden. Die Band sagte die verbleibenden Auftritte der Tournee in Europa im Anschluss an diese Nacht ab. Aber nun die entscheidenden Fragen: Warum wurde dieses Konzert zum Ziel des dschihadistischen Terrors? War es reiner Zufall?

Der Konzertveranstalter Marek Lieberberg mutmaßte, dass sich die Terroristen diese Band ausgesucht hatten, weil sie sich öfters mit Israel solidarisch erklärt habe. Damit stellt der Veranstalter die Terroranschläge in eine ganze Reihe von Anfeindungen, die die Band seit längerem über sich ergehen lassen muss. Und hierbei ergreift sogar Rock-Prominenz das Wort. Weil die Band sich dazu entschieden hatte ein Konzert in Tel Aviv zu veranstalten, zog sie den Zorn der anti-israelischen BDS-Bewegung auf sich. Diese Initiative versuchte massiven Druck auf die Band auszuüben, damit diese in den antisemitischen Boykott einsteigt.

Hierbei erreichten die BDSler sogar, dass sich der frühere Pink-Floyd-Front-

mann Roger Waters einschaltete. In einem Brief soll er versucht haben die Band zu einer Absage zu treiben. Während ihrer Show in Tel Aviv berichtet Jesse Hughes hiervon: „Wollt ihr wissen, was ich zurückgeschrieben habe? Es waren zwei Worte: Fick Dich! Niemand wird mich von meinen Leuten hier in Tel Aviv abhalten!“ Hughes erklärte infolge dessen, dass er einen „Ort wie diesen (...) nie boykottieren“ würde und fügte hinzu: „Ich habe mich nie zuvor so zuhause gefühlt wie hier!“. Und die Band beweist, dass sie trotz allem zu diesen Worten steht. So berichtete Ynetnews, dass das für Sommer 2016 geplante Konzert in Israel stattfinden wird. Das Management der „Eagles of Death Metal“ hatte dies in einer Anfrage des israelischen Veranstalters versichert. Hughes nutzte vielleicht nicht die eleganteste Wortwahl in seinem Brief an Roger Waters, aber in der Sache machte er es richtig:

Antisemitischem Boykott und Terror tritt man entschieden entgegen.



Dr. Sergey Lagodinsky

EMET!
אמת!

Immer an Ihrer Seite!

- gegen Antisemitismus und Hass gegenüber Israel!
- für mehr Ausbildungsqualität für unsere Kinder und Enkelkinder!
- für ein Leben in Würde für unsere Senioren!

Liebe Gemeindemitglieder, beugen Sie den Wahlmanipulationen vor: Nur persönliches Erscheinen bei den Wahlen am 20. Dezember oder davor garantiert, dass Ihre Stimme nicht missbraucht wird. Sind Sie am Wahltag abwesend, können Sie persönlich unter Vorlage eines Ausweises an der Urne schon jetzt abstimmen! Sorgen Sie persönlich dafür, dass ihr Wahlzettel direkt in der Wahlurne landet.

Geben Sie Ihre Stimme allen 17 Kandidaten von EMET!

- (5) Margarita Bardich, (6) Dr. Igor Bender, (10) Dr. Natan Del, (11) Mike Delberg, (13) Pavel Feinstein, (15) Leonid Golzmann, (20) Leonard Kaminski, (22) Dr. Sergey Lagodinsky, (23) Liliana Liebermann, (24) Sigalit Meidler-Waks, (25) Alan Menaker, (26) Mishel Menasherov, (27) Boris Moshkovits, (33) Billy Rückert, (34) Levi Salomon, (35) Michail Schnittmann, (40) Rahel Vainik



Die österreichischen Medienwächter

Wie MENA anti-israelische Propaganda kontert

Von Karl Pfeifer

Seit 2011 ist, dank des Wiener Unternehmers Erwin Javor, die Medienbeobachtungsstelle Naher Osten (MENA) tätig. MENA kommentiert - und reagiert - auf fehlerhafte, oft einseitige, überzogene, von Doppelmoral gekennzeichnete österreichische Berichterstattung über den Nahen Osten und Nordafrika. Hier ein Beispiel:

18. Oktober 2015. Palästinensische Attentäter greifen Juden an, können aber daran gehindert werden, diese zu töten. Die Wiener Tageszeitung „Kurier“ findet dafür eine Überschrift, in der die Angreifer zu Opfern gemacht werden: „Fünf Palästinenser tot nach Messer-Attacken.“

Dieser Logik zufolge hätte die Überschrift am 12. September 2001 lauten müssen: „15 Saudis bei Flugzeugabstürzen getötet.“

Erwin Javor bezahlt die Tätigkeit von MENA aus eigener Tasche, damit „MENA unabhängig und frei von Einflussnahmen jedweder Art bleibt“ und beschäftigt die Politikwissenschaftler Florian Markl und Alexander Gruber, obwohl er „nie sicher sein kann, ob ich mit deren Analysen und Schlussfolgerungen einverstanden sein werde.“

Ein wichtiges Prinzip von MENA ist es, die bereitgestellten Informationen kostenlos zur Verfügung zu stellen und die Inhalte unabhängig von Auflagen, Förderungen oder Inseraten zu gestalten. Natürlich geht es nicht nur darum, offensichtliche Fehler der Berichterstattung zu beanstanden, sondern in „vermehrten Maße Fakten, Analysen und neue Perspektiven für alle anzubieten, die an differenzierter Meinungsbildung über den Nahen Osten interessiert sind“.

Die Wochenberichte von MENA machen immer wieder aufmerksam auf Meldungen des öffentlich-rechtlichen Österreichischen Rundfunks (ORF), der als größter Medienanbieter es leider nicht immer so genau nimmt, wenn er über Israel und die Region berichtet. So zum Beispiel im Juli 2015:

„Glaubt man dem ‚Abendjournal‘, so habe das iranische Regime im Zuge des Abschlusses des Wiener Abkommens ‚versprochen‘, vertrauensbildende Maßnahmen zu setzen, um auch Israel die Angst zu nehmen und zu beruhigen.“



Bundespräsident Fischer in Iran. Im Inland Mahner der Demokratie – im Ausland ist das alles vergessen.

Ausführlichkeit dar: Der ‚Krebstumor‘ Israel habe kein Recht zu existieren und müsse vernichtet werden; der jüdische Staat müsse so lange mit Terror überzogen werden, bis der Großteil seiner Bewohner das Land verlasse. Der übriggebliebene Rest könne als Minderheit in einem islamischen Staat verbleiben. All das habe mit Antisemitismus nichts zu tun, sondern basiere auf ‚lange etablierten islamischen Prinzipien‘. Der Holocaust sei bloß ein Propagandainstrument, ob und wie er jemals stattgefunden habe, sei unklar. Detaillierte Pläne zur Vernichtung des jüdischen Staates, gepaart mit Holocaustleugnung: Das ist die Realität der angeblich versprochenen ‚vertrauensbildenden Maßnahmen‘ des iranischen Regimes, die ‚Israel die Angst nehmen‘ sollen.“

am Hohen Haus angebracht zu haben.

MENA publizierte nach dieser Iranreise folgenden Zeitungsausschnitt und Kommentar:

„Bundespräsident Fischer bei syrischen Flüchtlingen: Gipfel der politischen Schamlosigkeit nach der Iranreise.“

Gerade eben noch hatte er den Mullahs in Teheran seine Aufwartung gemacht, da tauchte Bundespräsident Heinz Fischer schon am Wiener Westbahnhof auf, um sich lächelnd von syrischen Flüchtlingen bejubeln zu lassen. Vom gemütlichen Plausch mit dem starken Mann des iranischen Gottesstaates, der als tatkräftiger Unterstützer des Assad-Regimes maßgebliche Mitverantwortung für das jahrelange Blutvergießen in Syrien und die daraus entstandene Flüchtlingskatastrophe trägt, bis zum Selfies-Schießen mit den Opfern dieses Krieges war nicht einmal eine Woche vergangen.“

(Kleine Zeitung, 12. Sep. 2015)

Gelegentlich berichtet MENA auch über das Nachbarland Deutschland, so am 10. November 2015:

„Diplomatische Anerkennung der islamistischen Barbarei.“

Die deutsche Friedensbewegung bestätigt den Verdacht, dass ihre Parole ‚Nie wieder Krieg, nie wieder Faschismus!‘ auch die Forderung inkludiert: ‚Nie wieder Krieg gegen den Faschismus!‘ – und lädt zu einer Veranstaltung, deren suggestiver Titel schon klar macht, worum es geht: der islamistischen Barbarei mit internationaler Anerkennung zu begegnen: ‚Islamischer Staat – vernichten oder anerkennen?‘

MENA bringt natürlich nicht nur kritische Berichte, sondern trägt auch sonst zur politischen Aufklärung bei, zum Bei-

spiel durch die Erstellung eines neuen Menschenrechtsindex für die Region, „der offensichtlich macht, wie etwa in Syrien oder dem Iran Grundrechte mit Füßen getreten werden und Korruption und Christenverfolgung an der Tagesordnung stehen“ beschreibt MENA-Gründer Erwin Javor die Situation in vielen Ländern Nordafrikas und des Nahen Ostens. Mit diesem Index wird es nicht nur ein Mehr an Vergleichbarkeit geben, sondern auch die Möglichkeit die zukünftigen Entwicklungen einzelner Länder transparenter darzustellen.

Zum Pessimismus sieht Javor keinen Grund: „Ich habe den Eindruck gewonnen, dass sich die Berichterstattung über den Nahen Osten in österreichischen Medien ein wenig verändert hat, differenzierter und sensibilisierter geworden ist. Vielleicht bilde ich mir das nur ein, vielleicht aber auch nicht. Falls meine Initiative dazu beigetragen hat, ist etwas Wesentliches gelungen, und mein Dank gilt den Mitarbeiter von MENA, die das ermöglicht haben!“

Im Frühjahr stellte MENA die 64 Seiten umfassende Broschüre „Analysen 2014/2015, Fakten – Hintergründe Perspektiven“ vor, u.a. mit Beiträgen über den Gazakrieg 2014, türkische Außenpolitik, weibliche Genitalverstümmelung in Irakisch-Kurdistan, der Nahe Osten in Trümmern, Katar Aufstiege und Niedergang, Iran und die Atomverhandlungen sowie die Präsentation des Films „The Green Prince“.

Diese Broschüre kann aus dem Internet heruntergeladen werden, bzw. kostenlos bestellt werden solange der Vorrat reicht bei

MENA
Rabensteig 2/23
A-1010 Wien

MENA
MEDIENBEOBACHTUNGS
STELLE NAHER OSTEN



Home Medienanalysen Wochenberichte Missing Links Gastbeiträge Links Über uns Kontakt

(Ö1-Abendjournal, 15. Juli 2015) In der Praxis sieht das so aus: Der stets als ‚gemäßigt‘ charakterisierte Präsident des Iran, Hassan Rohani, ließ unlängst erklären, er trete für eine konstruktive Zusammenarbeit mit allen, oder genauer gesagt: fast allen Staaten ein, denn: Die Ausnahme ist das zionistische Regime, weil wir dieses weiterhin nicht anerkennen werden.“ (Kurier, 2. August 2015) Was mit diesem ‚zionistischen Regime‘ zu geschehen habe, das legte jetzt der eigentlich starke Mann des iranischen Regimes, der oberste geistliche Führer Ali Khamenei, in einem 416 Seiten starken Buch mit dem programmatischen Titel ‚Palästina‘ in aller

Anfang September 2015 reiste der österreichische Bundespräsident Heinz Fischer als erstes europäisches Staatsoberhaupt seit dem Jahr 2004 in die Islamische Republik. MENA erinnerte zuvor daran, dass bereits im ersten Halbjahr 2015 knapp 700 Menschen hingerichtet wurden – fast so viele wie im gesamten Jahr 2014 und dass seit der Wahl Hassan Rohanis im Juni 2013 die Anzahl der Hinrichtungen ungebremst steigt. Fischer sieht sich als Kämpfer für die Menschenrechte und beantwortete tatsächlich eine kritische Frage über seine Iran-Reise auch damit, dass er darauf hinwies, als Parlamentspräsident eine Tafel über Menschenwürde

Europas Tag der Abrechnung

Die Anbieterung hat nichts gebracht

Von Stefan Frank

Diesmal gab es kein „Wir schaffen das“. Doch dafür hatte Bundeskanzlerin Merkel nach dem Sturm des Dschihad auf Paris eine andere Botschaft für das französische Volk: „Wir weinen mit Ihnen.“

Worte, die in die Geschichte eingehen werden wie Roosevelts „a date which will live in infamy“. Dass Merkel mit ihnen weint, wird nicht nur den Franzosen Halt geben, sondern auch die Deutschen moralisch aufrichten und stärken, denen ja, wie der Islamische Staat durch die Wahl seines Ziels – am Rande des Freundschaftsspiels Frankreich-Deutschland – und die vorangegangene Bombendrohung gegen das Hotel der deutschen Nationalmannschaft hinreichend klar gemacht hat, die nächsten Terroranschläge gelten werden. Tränen lügen nicht.

Merkel ist nicht der erste Mensch an der Spitze eines Staates, der sich einem böartigen Feind gegenüber sieht, den niederzuringen alle Kräfte der Nation erfordert. Sie dürfte aber die Erste sein, die glaubt, ihn durch Weinen zu bezwingen. Als Winston Churchill sich am 13. Mai 1940, drei Tage nach seinem Amtsantritt, an das britische Unterhaus wandte, um dessen Unterstützung für den Krieg gegen Deutschland zu ersuchen, sagte er, er wolle eine Regierung bilden, „die den vereinten und unbiegsamen Entschluss der Nation“ verkörpere, „den Krieg mit Deutschland zu einem siegreichen Ende zu führen.“ Und weiter: „Ich sage zu diesem Haus dasselbe, was ich zu denen gesagt habe, die der Regierung beigetreten sind: ‚Ich habe nichts zu bieten außer Blut, Mühsal, Tränen und Schweiß.‘“

Ist es unfair, die Vermutung aufzustellen, Churchills Rede wäre eine Spur weniger überzeugend gewesen, wenn er einfach nur gesagt hätte: „Ich habe nichts zu bieten außer Tränen“? Dass Merkel nicht wie Churchill ist – wer ist das schon? –, ist freilich noch das geringste unserer Probleme. Sehr viel schwerer wiegt der schiere Umstand, dass heute, da die Europäer sich in einem Krieg befinden, der auf ihre Vernichtung zielt, Deutschland und Europa von einer Person geführt werden, deren Zurechnungsfähigkeit ernsthaft in Frage steht. Das fällt auch dem Ausland auf. In einem am 26. Oktober in der Londoner „Financial Times“ veröffentlichten Leitartikel mit dem Titel „Das Ende der Ära Merkel ist in Sicht“, schreibt Gideon Rachman: „Einige Wähler haben offenbar die Schlussfolgerung gezogen, dass Mutti verrückt geworden ist – Deutschlands Grenzen weit aufzumachen für alle mit Mühsal Beladenen dieser Welt.“

Und weit aufzumachen, muss man hinzufügen, für alle Terroristen.

Was hätte den Islamischen Staat in Abwesenheit jeglicher Grenzkontrollen daran hindern sollen, kriegserprobte Selbstmordkommandos nach Europa zu bringen, um in Großstädten Massaker zu verüben? Niemand hat geglaubt, dass sie das nicht tun werden – niemand außer denen, die die Macht im Staat haben, natürlich: „Die Mär vom eingeschlichenen Terroristen“, schrieb Georg Mascolo am 15. Oktober in der Süddeutschen Zeitung, in dem er die wissenschaftliche Hypothese verbreitete, Terroristen würden sich am effektivsten durch offene Grenzen abschrecken lassen – insbesondere dann, wenn es Busse gibt, die sie direkt zum Ziel ihrer Anschläge fahren.

Nun heißt es, mindestens zwei der Pa-



Ahmad alMohammad, der als Asylbewerber über den Balkan einreiste, widerlegt den Journalisten Georg Mascolo. Er war einer der Attentäter in Paris

riser Attentäter seien als „Flüchtlinge“ über Griechenland eingereist. Wer hätte das gedacht? Im Bundeskanzleramt und in den Redaktionen von Deutschlands halbamtlichen Zeitungen ist man sicherlich aus allen Wolken gefallen. „Hast du schon gehört, Peter, unter den Millionen, die unkontrolliert über die offenen Grenzen gekommen sind, waren doch Terroristen“ – „Na, da brat’ mir doch einer ‘nen Storch!“ Man kann sich lebhaft vorstellen, wie bei der „Süddeutschen“ und anderswo die Telefone klingeln, lauter kritische Leser, die nun bohrende Fragen stellen.

Doch fokussieren wir uns nicht auf einzelne Personen. Ja, Merkel mag 30.000 Terroristen des Islamischen Staates nach Deutschland geholt haben, die demnächst Amok laufen werden, aber warum soll man jetzt auf diesem Fehler herumreiten? Schwamm drüber, vergessen und verziehen.

In unzähligen UN-Resolution heißt es, die „zugrunde liegenden Ursachen“ des Terrorismus seien „Elend, Frustra-

Aber warum? Das kann man verstehen, wenn man es mit de Gaulles Logik betrachtet: Wir dürfen uns nicht mit der muslimischen Welt anlegen, denn sie ist stärker. Es ist die Dhimmi-Logik.

Das betrifft ganz Europa. In den 1970er Jahren bezahlte die PLO ihren Terror vor allem mit Schutzgeld, das staatliche europäische Fluggesellschaften ihr zahlten, damit diese sie bei ihren Anschlägen verschonte. In ihrem Buch „Europa und das kommende Kalifat“ beschreibt Bat Ye’or, wie die italienische Regierung es in den Siebziger Jahren erlaubte, dass arabische Terroristen Waffen durch Italien transportierten und sogar Anschläge auf Juden verüben durften; das einzige, was sie erbat, war, dass keine Nichtjuden getötet werden dürften – eine ungewollte Begleiterscheinung des Pakts war die versehentliche Sprengung des Bahnhofs von Bologna im Juli 1980. Francesco Cossiga, der ehemalige Staatspräsident, der im Lauf seines Lebens viele hohe Regierungämter bekleidet hatte, hat es 2008 in einem Interview mit „Corriere

von Rom, als sie die Große Synagoge verließen. Dutzende von Juden wurden verletzt und Stefano Taché, ein zweijähriges Kind, getötet. Dabei waren schon einige Stunden vor dem Angriff die vor der Synagoge postierten italienischen Polizisten verschwunden.

Erstmals gab Cossiga zu, dass die Explosion im Bahnhof von Bologna im Juli 1980, die 85 Menschen tötete und 200 verletzte, von Terroristen der PFLP, der mit der PLO verbundenen Organisation des George Habash, verübt worden war. Wie er weiter ausführte, sollte die Bombe, die unbeabsichtigt im Gepäckbereich explodierte, keine Nichtjuden töten.

Seinerzeit Ministerpräsident, hatte Cossiga die Palästinenser entlastet, indem er die Tat den Neofaschisten in die Schuhe schob. In einem Interview mit dem Rom-Korrespondenten des Yediot Ahronot räumte Cossiga sogar ein, dass die italienische Regierung Angriffe auf israelische und jüdische Ziele duldete und die Terroristen trotz der hohen Opferzahlen fortwährend schützte.“

Arabische Terroristen fördern und Israel schikanieren, damit Europa verschont bleibt, das war die Logik. Doch die Bibel sagt: „Wer eine Grube gräbt, der wird hineinfallen; und wer einen Stein wälzt, auf den wird er zurückkommen.“ (Sprüche 26, 27). Europa wollte, dass der Terrorismus sich nur gegen Israel richtet und einen Bogen um Europa macht. Stattdessen ist Israel heute wahrscheinlich sicherer.

Nicht in Israel, sondern in Europa wütet jetzt das, was der aus dem Libanon stammende Amerikaner Walid Phares, der wie kein anderer den islamischen Terrorismus versteht, schon vor einem Jahrzehnt den „urban jihad“ nannte: Mit Sturmgewehren, Sprengstoff, Granaten und Aufputzmitteln ausgestattete Terroristen greifen zeitgleich an verschiedenen Orten einer Metropole an und ermorden innerhalb weniger Stunden die größtmögliche Zahl von Zivilisten. Der Terror von Mumbai am 26. November 2008 war die Blaupause dafür. Diese Art von Terrorismus wird Europa noch oft erwischen.

” Noch am 15. Oktober veröffentlichte Georg Mascolo in der Süddeutsche Zeitung einen Artikel mit dem Titel „Die Mär vom eingeschlichenen Terroristen!“

tion, Missstände und Verzweiflung, die manche Leute dazu bewegen, Leben zu opfern, darunter ihr eigenes.“ Für die Opfer des Terrorismus bedeutete das, zum Schaden den Spott zu fügen: Wenn jemand dich ermorden will, hast du ihn wohl frustriert. Für die Täter war die Formel ein Ritterschlag: Wer Bomben legt, hat ein ehrenwertes Anliegen, ist eine Art Mutter Teresa mit anderen Mitteln.

Frankreich – das muss man leider sagen – hat dabei in der UNO eine unrühmliche Rolle gespielt. De Gaulle fasste den Entschluss, sich auf die Seite des Stärkeren zu stellen: „Die Araber haben die Bevölkerungszahl, die Fläche und die Zeit auf ihrer Seite“, sagte er.

della Sera“ ans Licht gebracht. Darin, so Bat Ye’or, „zitiert er die Vereinbarung aus den frühen 1970er Jahren, die zwischen Ministerpräsident Aldo Moro und Arafat ... getroffen wurde. Danach konnten die palästinensischen Terroristen nach Belieben kommen und gehen, unter dem Schutz des Geheimdienstes im Lande umherreisen, Stützpunkte und Waffenlager anlegen – mit der Gegenzusage, Italiens innere und äußere Interessen ungeschoren zu lassen.“

Dabei enthüllte Cossiga, dass sich der vereinbarte Schutz keineswegs auf die italienischen Juden erstreckte. Am 9. Oktober 1982 eröffneten sechs Terroristen das Feuer auf Angehörige der Gemeinde

Mit Herz und Verstand für die jüdische Sache

Ein Gespräch mit dem Herausgeber Dr. Rafael Korenzecher

Herr Dr. Korenzecher, das von Ihnen gestartete Zeitungsprojekt ist schon 17 Monate alt, trotzdem haben Sie bislang darauf verzichtet durch Angaben zu Ihrer Vita, Ihre eigene Person in den Vordergrund zu stellen. Warum?

Lieber Herr Goldberg, wie Sie als Mitinitiator unseres Publikationsprojekts genau wissen, sind unsere beiden Monatsperiodika *Evrejskaja Panorama* und *Jüdische Rundschau* ein wirkliches Herzensanliegen von mir.

Da es heute seit Ende des Zweiten Weltkrieges wieder notwendiger geworden ist denn je, geht es mir dabei aus tiefster Seele vor allem darum, unser Zeitungsprojekt für unsere Leser – jüdisch und nichtjüdisch – zu einem echten Vermittler und Anwalt der jüdischen Sache zu machen.

Das Judentum hat bereits in der Antike und ohne jede vorangehende kulturelle Vorlage mit der Einbringung der Zehn Gebote als zentralen Bestandteils seines religiösen Credos eine erste, für die damalige Zeit überaus revolutionäre, sehr frühe Formulierung der Menschenrechte geschaffen.

Es waren genau diese, unter eine strenge Glaubens-Sanktion gestellten „Zehn Gebote“ und die daraus abgeleiteten, verbindlich in der Religionsschrift der Juden, der Thora, verankerten zwischenmenschlichen Verhaltensregeln, die der gesamten Menschheit den Weg geöffnet haben, das atavistische und uneingeschränkte Recht des Stärkeren durch ethische Normen und bis heute gültige Standards des sozialen Miteinanders zu ersetzen.

Die leider bis in die Gegenwart vielerorts andauernde Verletzung und Nichteinhaltung dieser – zwischenzeitlich in fast alle neuzeitlichen Rechtssysteme aufgenommen – sozialen und rechtlichen Prinzipien schmälert in keiner Weise den einzigartigen jüdischen Beitrag für die Entwicklung unserer humanen Ethik und den Aufbruch der menschlichen Zivilisationen in die Moderne.

Der grundlegende Einfluss des Judentums und seiner ethischen Prägungen auf das christliche Abendland ist – trotz der durch das Christentum in seiner Geschichte bis heute breit praktizierten Anfeindung der jüdischen Mutterreligion – weder zu übersehen noch zu leugnen.

Kurzum – unsere heutige, überaus verteidigungswerte, freiheitliche westliche Lebensweise und die großen Errungenschaften des Abendlandes in Kultur, Kunst und Wissenschaft sind untrennbar mit dem Judentum verbunden und ohne jüdischen Beitrag nicht denkbar.

Umso mehr schmerzt es mich, dass in den letzten Jahrzehnten mit stark zunehmender, auch die gegenwärtige islamische Migrantenerlosion begleitender Tendenz, ganz und gar unverkennbar eine neue Dimension Islam-getragenen, ungehemmt die Vernichtung der Juden propagierenden, neubelebten Judenhasse entstanden ist.

Besonders bestürzend ist, dass sich diese Entwicklung – nur wenige Jahrzehnte nach der Tragödie des deutschen Genozids an den europäischen Juden – ohne jeden Aufschrei oder die eigentlich erwartete Ächtung dieses Phänomens durch die Mitte unserer hiesigen nicht-is-

lamischen Gesellschaft vollzieht. Im Gegenteil – das sich anfänglich noch, wenn auch nur unzulänglich, als Israel-Kritik tarnende, diesmal vor allem Islam-induzierte Wiedererstarken des antijüdischen



Zusammen mit seinem Vater während einer pro-israelischen Demo zur Zeit des Jom-Kippur-Kriegs

Sentiments geschieht wieder mit durchaus breiter Mainstream-Akzeptanz auch durch diejenigen, denen die sonstig vom Islam ausgehenden Hass- und Gewalteryptionen gegen unsere Lebenswelt zunehmend Angst machen. Sorge bereitet mir hier auch der Gleichklang dieses neu manifestierten islamischen Judenhasse mit dem tradierten, ewig gestrigen, tumblen Stürmer-Antisemitismus der – als Reaktion auf das weitgehende politische Versagen unserer Kaum-Noch-Volksparteien – massiv wachsenden rechten und neo-rechten Szene.

Nicht zuletzt tragen auch die Links- und Grünen-Parteien mit auf dem Islam-Auge einseitig erblindeter und vorge-täuschter Gutmensch-Attitüde erheblich zum antijüdischen Sentiment unserer Gesellschaft bei. Die von großen Teilen der Grünen und Linken schlicht übernommenen tradierten antisemitischen Stereotype der Nazis führen zu einer nahezu grotesk anmutenden Fürsprache für den Islam und die ausnahmslos undemokratischen arabischen Unrechtsregime. Es ist anders kaum zu erklären, dass die sich ursprünglich u.a. über das Eintreten für Genderneutralität sowie für Frauen- und Schwulenrechte definierenden Grünen den politischen Spagat schaffen, nahezu kritiklos islamische Systeme zu unterstützen, die – man kann durchaus sagen – sämtlich Frauen entrechten und Homosexuelle massiv drangsaliieren. Besonders deutlich wird diese Judenfeindlichkeit der Grünen im Falle des Öllandes Iran, wo die grüne Atomausstiegspartei widersinnigerweise die gegen Israels Existenzrecht gerichtete Verwertung der Atomkraft ausdrücklich billigt, während sie hierzulande kaum einen Tag ohne massive Polemik und Proteste gegen die friedliche Atomkraftverwertung aus-

kommt.

Bei der Partei der Linken hat kaum jemals eine wirkliche Distanzierung zur Israel-Feindlichkeit ihrer Mutterpartei aus den Zeiten des Ulbricht/Honecker-Regimes stattgefunden. Ebenso wenig gab es eine echte kritische Aufarbeitung des der Nazi-Ideologie gar nicht sehr ferneren massiven kommunistischen, anti-trotzkistischen Antisemitismus Stalin'scher und Ulbricht'scher Prägung. Die bekannte orthodox antisemitische Haltung der Linken reicht – wie auch kürzliche Ereignisse gezeigt haben – bis in den Bundestag hinein und führt zu einer nahezu undifferenzierten Unterstützung israel-feindlicher, vornehmlich islamischer, aber auch anderer Regime und Terrororganisationen. Besonders breit – bis in die Parteispitze hinein – angesiedelt ist bei den Linken auch die Unterstützung gewalttätiger hiesiger, strikt Israel-feindlicher, faktisch

faschistoider, sogenannter AntiFa-Gruppierungen und des ebenfalls gewalttätigen, Judenhasse auf unseren Straßen auslebenden, aus zumeist muslimischen Migranten bestehenden, Juden-ins-Gasparolen verbreitenden Israelflaggen-Verbrennungs-Mobs.

und gemeinsam mit dem tradierten antijüdischen Vorbehalt des hiesigen Mainstreams den Nährboden für die zunehmende Anfeindung und Verunsicherung jüdischen Lebens in unserem Lande. Antisemitismus und Israel-Dämonisierung haben – in einem in der Nachweltkriegszeit nie auch nur vorstellbarem Ausmaß bereits breit akzeptierten Eingang in unsere Mainstream-Politik und Mainstream-Medien gefunden und sind nahezu ohne jede geschichtliche Schambarriere in unserer Gesellschaft wieder salonfähig geworden.

Sich gemeinsam mit unseren Lesern diesen, unsere gesamte freiheitliche Lebensweise gefährdenden antisemitischen Strömungen vermittelnd und brückenbauend entgegenzustellen, ist das übergeordnete Anliegen unserer Redaktion und meiner Person als Herausgeber dieser Publikation.

Vor diesem Anliegen musste meine eigene Vita und Personalie in den Hintergrund treten.

Und trotzdem sind unsere Leser bestimmt interessiert zu erfahren, was für eine Person hinter dieser Zeitung steht...

Das ist für mich immer etwas emotional – da Sie aber zu entschlossen wirken, um Ihren Fragen zu entgehen, hier einige Stationen meines Lebens.

Geboren wurde ich als Sohn jüdischer Eltern in der noch vom Stalinismus der frühen 50er Jahre geprägten Nachkriegspolnischen, vormals niederschlesischen Stadt Walbrzych (Waldenburg), wo ich ausschließlich polnischsprachig, ohne jedwelche Deutschkenntnisse meine frühe Kindheit verbrachte.

Mein Geburtsort ist ein zufälliger, da meine Eltern aus dem östlichen Teil Polens, mein Vater sogar aus dem unweit



Protestaktion 1976 am Frankfurter Flughafen

Bei aller Gegensätzlichkeit bereiten all die oben genannten Gruppen in Form einer unheiligen Allianz untereinander

der damaligen sowjetischen Grenze gelegenen Lublin stammt, das sich quasi im Zentrum des durch Nazi-Deutschland

vollständig vernichteten sprachlichen „Yiddish-Land“ befand. Im westpolnischen Walbrzych sind beide ohne eigene Intention erst nach der Kapitulation Nazi-Deutschlands als entwurzelte DPs (Displaced Persons) gestrandet.

Den Umstand meiner Geburt verdanke ich nicht nur der schönen Tatsache, dass meine Eltern, die sich erst nach dem Zweiten Weltkrieg kennenlernten, Gefallen aneinander gefunden haben, sondern vor allem der gar nicht selbstverständlichen glücklichen Fügung, dass sie beide – als jeweils nahezu einzige ihrer Familie – die Zeit der systematischen Judenvernichtung durch Nazi-Deutschland überlebt haben.

Dies geschah, wie besonders mein traumatisierter Vater immer und immer wieder betonte – angesichts der Millionen anderer jüdischer Opfer – eher unverdient und Glück-geschuldet in ganz verschiedener Weise. Versteckt bei polnischen Bauern, meine Mutter – mit gefälschter Identität und ständiger Entdeckungangst in Orten, Wäldern und Erdhöhlen des wechselnden deutsch-sowjetischen Kriegsfront-Verlaufs, mein Vater.

Das Schicksal der übrigen Familienmitglieder ist nur teilweise bekannt. Meine Großeltern väterlicherseits und die meisten seiner Geschwister wurden von den deutschen Besatzern in den Gaskammern des Konzentrationslagers Majdanek, das sich nur wenige Kilometer vor Lublin befindet, ermordet.

Nur einer glücklichen Zufallsfügung habe ich – nach einigen wenigen Jahren polnischer Grundschule – zu verdanken, dass meine Eltern eine sich ihnen bietende Gelegenheit ergreifen konnten, in einer kaum vorbereiteten Aktion, Polen mit meiner kleinen Schwester und mir zu verlassen.

Dies geschah gerade rechtzeitig im Vorjahr der Errichtung der Berliner Mauer 1961, deren Bau ich täglich aus dem Fenster der kleinen Sozialbauwohnung an der Westseite der Bernauer Straße beobachten konnte. Hier hatten meine Eltern unser erstes, neues Domizil im freien Teil des geteilten Berlin zugewiesen bekommen.

Es folgte mein erstes deutsches Grundschuldiktat vom Umfang einer Schulheftseite und der stattlichen Zahl von 79 Rechtschreibfehlern! Danach Grundschulabschluss und nach sieben Jahren Unterricht auf einem altsprachlichen Gymnasium im traditionellen Berliner Arbeiterbezirk Wedding – sehr zum Stolz meiner Eltern und peinlich genug – ein Prädikats-Abitur.

Einen derartigen Stolz in den Augen meines am Ende des letzten Jahrhunderts viel zu früh verstorbenen, von den Nazis gepeinigten und zum Waisen gemachte Vaters, der in der schrecklichen Zeit mehr als einmal nur knapp der Entdeckung durch deutsche Judensuchtrupps und dem Tode entkommen ist, erlebte ich nur noch ein einziges Mal.

Es war der Tag, an dem mein Vater in einem mit sehr steilen Sitzreihen versehenen Hörsaal, in den er mich an diesem Tage begleitet hatte, mit ansehen konnte, wie mir, seinem Sohn, der Doktor-Titel der medizinischen Fakultät der Freien Universität Berlin verliehen wurde.

Er, der alle von ihm beherrschten Sprachen – polnisch, russisch und später auch

deutsch – sämtlich in wunderschöner jiddischer Akzentuierung sprach – und nun sein Sohn – ein Doktor-Titel einer deutschen Universität – des Deutschland, das ihn noch vor wenigen Jahrzehnten mit Überlegenheits-Dünkel und Herrenmensch-Attitüde wie Ungeziefer von der Erdoberfläche tilgen wollte. Die Nazis, die seine Familie und seine Jugend zerstört hatten, haben ihn – talentiert, feinfühlig und intelligent wie er war – gezwungen in einer Erdhöhle zu leben. Sein Sohn konnte wieder fliegen!

Er hat danach eigentlich nie wieder viel darüber gesprochen, nur der Blick, mit dem er mich damals ansah, bleibt mir auch jetzt, viele Jahre nach seinem Tode, in Erinnerung und belohnt mich überreichlich für all die zum Teil nicht immer einfachen und häufig auch entbehrungsreichen Stationen meiner Schul- und Universitätsjahre: Mein Chemie-Studium, das ich als Diplom-Chemiker abgeschlossen habe, meine Jahre als – mit der Chemie-Ausbildung angehegender Mediziner beauftragter und zeitweilig sogar verbeamteter – wissenschaftlicher Assistent

im gesamten Mittleren Osten und legitime Heimstatt aller Juden.

Noch als Abiturient wurde ich in den Jüdischen Studentenverband Berlin (JSVB) aufgenommen, dessen Vorsitzender ich später für 2 Jahre geworden bin.

Während des heimtückischen, von Israel mit großer Anstrengung erfolgreich abgewehrten, arabischen Vernichtungsüberfalls auf den noch jungen Staat Israel am Yom-Kippur-Tage 1973 war ich bereits einer der beiden führenden Vorstandsmitglieder des Bundesverbandes Jüdischer Studenten in Deutschland (BJSJ).

Neben dem Einsatz für eine schnelle Befreiung von damals in syrische Kriegsgefangenschaft geratenen israelischen Soldaten war ich einer der verantwortlichen Briefversender und bis zum Bundesgerichtshof gehenden Klageführer und Protagonisten für einen freien und ungehinderten Briefverkehr an die israelischen Kriegsgefangenen in Syrien sowie die uneingeschränkte Anwendung des Weltpostabkommens

Orten unter dem Motto „Let my People go“ gefunden.

Nach Beendigung meiner Studien und Ausscheiden aus den studentischen Organisationen wurde ich für mehrere Jahre Mitglied der Repräsentantenversammlung der damals von Heinz Galinski als Vorsitzendem geführten Jüdischen Gemeinde zu Berlin und engagierte mich politisch als Delegierter beim Zentralrat der Juden in Deutschland.

Mein besonderes Augenmerk galt der sich bereits damals – anders als noch im 6-Tage-Krieg im Juni 1967 – abzeichnende Anfeindung der israelischen Politik und Desavouierung der berechtigten israelischen Verteidigung der territorialen Integrität und des nicht diskutierbaren staatlichen Existenzrechts durch unsere Mainstreampolitik sowie die immer offensichtlicher gegen den Staat Israel Stellung beziehenden und vorsätzlich tendenziellen Mainstream-Medien.



1 Dr. Korenzecher mit dem israelischen Präsidenten Weizmann 2 Mit den Bürgermeistern von New York und Tel Aviv, Giuliani und Milo 3 Mit Bundespräsident Richard von Weizsäcker 4 Mit dem israelischen General und Politiker Ehud Barak

und mein parallel dazu mit großer Zuneigung absolviertes Studium der Medizin.

Es war auch diese Motivation durch die – wenn auch nur fragmentarisch und eher selten – uns Kindern vermittelten Verfolgungserlebnisse, die mich schon sehr frühzeitig zur stets sensibilisierten Reflektion meiner hiesigen Situation als – wie man heute sagen würde – ost-jüdischer Migrant und zur nahezu seismographischen Beachtung der Interaktion meiner nicht-jüdischen Umwelt mit ihren Juden geführt hat.

Entsprechend früh begann daher auch mein lebenslanges Engagement für die jüdische Sache, gegen Antisemitismus, Judenhass jeder Couleur sowie Delegitimierung und Feindschaft gegen den Staat Israel, die einzige wirkliche Demokratie

und der Genfer Konvention durch Syrien und die Bundesrepublik Deutschland.

Meine mehrere Jahre währende Amtszeit im Vorstand des Bundesverbandes Jüdischer Studenten in Deutschland (BJSJ) und gleichzeitige Mitgliedschaft in der World Union of Jewish Students (WUJS) war vor allem auch gekennzeichnet durch die zum großen Teil in meiner Verantwortlichkeit stehende studentische Unterstützung der jüdischen Dissidentenbewegung und Auswanderung von Juden aus der damaligen Sowjetunion. Besondere Beachtung in der deutschen Öffentlichkeit haben die vom BJSJ unter meiner erheblichen Mitverantwortung in diesem Sinne für die sowjetischen Dissidenten organisierten Demonstrationen am Frankfurter Flughafen und anderen

Mit wachsendem zeitlichen Abstand zum deutschen Genozid an den europäischen Juden und durch die damals noch moderate, aber deutliche Zunahme des islamischen Bevölkerungsanteils, waren auch das Anwachsen der tradierten antisemitischen Grundhaltung und tumber, als Israel-Kritik getarnter Judenhass wieder bis in die Mitte unserer Gesellschaft salonfähig geworden.

Aus diesem Grunde gründete ich in dieser Zeit zur Stärkung des innerjüdischen Zusammenhalts in Berlin die dem B'nai Brith zugehörige Raoul-Wallenberg-Loge (RWL), deren erster Präsident ich wurde und die bis zum heutigen Tage aktiv ist.

Mit dem Ziel krebserkrankten Kindern zu helfen, für den gleichzeitigen Abbau

von Vorurteilen gegenüber Israel und zur Verständigung zwischen Nichtjuden und Juden wurde ich in der Folge der Logenaktivitäten gemeinsam mit anderen Exekutiv-Mitgliedern der Raoul-Wallenberg-Loge sowie bekannten Persönlichkeiten aus Wirtschaft und Medien Gründungsmitglied der Deutsch-Israelischen Hilfe für krebskranke Kinder (DIHKK), deren Vorsitzende seit vielen Jahren die Verlegerin Friede Springer ist und deren Vorstandmitglied ich bis heute bin.

Der gemeinnützige Verein hat in den mehr als drei Jahrzehnten seines Bestehens Beträge in Millionenhöhe zum Wohle betroffener nichtjüdischer und jüdischer Kinder in Deutschland und Israel eingesammelt.

Wie vielen unserer aus dem Gebiet der ehemaligen Sowjetunion zugewanderten Lesern sicher bekannt sein dürfte, galt mein vorrangiges Engagement als Repräsentant der jüdischen Gemeinde Berlin vor allem der unbehinderten Zuwanderung und Integration jüdischer Menschen aus der UdSSR.

Die von mir gegen Argumente des Berliner Senats vertretene These war, dass in der Stadt Berlin, in der noch im Jahre 1937, vor der systematischen Vertreibung und Ermordung der jüdischen Bevölkerung über 170.000 Juden gelebt haben und in der vor 1980 nur noch etwa 10.000 Juden lebten, keinerlei Beschränkung jüdischer Immigration zulassen werden darf.

Als die Jüdische Gemeinde dann doch gegen mein Credo dem vom Berliner Innensenator Peter Ulrich am Ende der siebziger Jahre befürworteten Zuzugsstopp für Juden aus der Sowjetunion zustimmte, habe ich aus Protest die Repräsentanten-Versammlung der Jüdischen Gemeinde verlassen.

In der Folge unterstützte ich als Präsident der „Raoul Wallenberg Loge“ die jüdische Zuwanderung bis zur weitestgehenden Beendigung der damaligen Einschränkungen durch den Senat. Das erhebliche zahlenmäßige Wiederaufleben unserer Gemeinde ist ein schöner Beleg für die Richtigkeit meiner damaligen Befürwortung der Aufnahme jüdischer Menschen aus der Sowjetunion.

Mit der wachsenden Sorge um die zunehmende Israel- und Judenfeindlichkeit unserer Gesellschaft und vor allem auch unserer öffentlich-rechtlichen Medien wurde ich in der Folge als Vertreter der Jüdischen Gemeinde in den Rundfunkrat des öffentlich-rechtlichen Fernseh- und Rundfunksenders SFB (heute RBB) berufen, in dem ich gegen die sich zusehends verhärtende Front der Mainstream-Medien mehrere Jahre für das berechtigtere jüdische Interesse an einer fairen und ausgewogenen Berichterstattung über Israel eingetreten bin.

Die zunehmende Verunsicherung des jüdischen Bevölkerungsteils durch wachsenden antijüdische Vorbehalte der etablierten Gesellschaft und der unverhohlenen und ungestraft Mord und Terror gegen Israel propagierende zunehmende islamische Populationsanteil haben zu meiner Mitgründung des Koordinierungsrats deutscher Nicht-Regierungsorganisationen gegen Antisemitismus (KDNROA) geführt, dessen Vorstandmitglied ich bis heute bin, und der sich massiv gegen antiisraelische und Juden-feindliche Propaganda einsetzt.

Ich danke allen Lesern und Freunden, dass sie mit ihrem freundlichen Interesse und ihrer positiven Aufnahme unserer, sich gegen die antijüdische und antiis-

raelische Stimmungsmache der Mainstream-Medien richtenden Zeitung, das gemeinsame, mir vor dem hier geschilderten Hintergrund meiner Lebensbeschreibung – wie ich meine – verständlicherweise sehr am Herzen liegende Anliegen so Mut-machend unterstützen.

Obwohl in sehr viel jüngerem Alter, mussten Sie dasselbe erleben, was fast alle unsere Leser erleben mussten: sich an ein



Die Adresskartei von Heinz Galinski, (ausgestellt im Berliner Centrum Judaicum) dem Dr. Korenzecher ein wichtiger Ansprechpartner war.

neues Land gewöhnen und seinen Platz in der deutschen Gesellschaft finden. Das ist Ihnen ganz gut gelungen. Wie lief das ab? Gibt es da ein Patentrezept?

Die Phänomene der Migration, Flucht, Vertreibung, Verschleppung und Entwurzelung sind so alt wie die Menschheit selbst. Folgt man gar der biblischen Darstellung, dann beginnt die Geschichte der Menschheit auf der Erde mit der Vertreibung der beiden ersten Menschen aus dem Paradies.

Generation um Generation – diese Begriffe waren und sind vom Anbeginn der Zeiten allgegenwärtig und ein untrennbarer Bestandteil der Besiedlung unseres Planeten durch den Menschen. Dabei sind sie, wenn sie massiv auftreten, häufig beides – Folge und Ursache von gesellschaftlichen, religiösen, kulturellen und sozioökonomischen Veränderungen.

Dies wird nur allzu deutlich vor den gegenwärtigen Angst-machenden Bildern der unkontrollierten, die politische, kulturelle und gesellschaftliche Identität unserer bislang noch freiheitlich-demokratischen europäischen Staaten – allen voran Deutschlands – zerstörenden massiven Zuwanderung von zum nicht unerheblichen Teil unsere Kultur zutiefst verachtenden, integrationsunwilligen islamischen Migranten.

Sie haben nach einem Patentrezept für eine erfolgreiche Integration in das wirtschaftliche, sprachliche, politische, kulturelle und gesellschaftliche Leben eines neuen Landes, das von nun an Heimat werden soll, gefragt. Ein derartiges Patentrezept mag es vielleicht gar nicht geben.

Auch ist in meinem Falle der Verdienst für die weitgehend geglückte Einordnung in Deutschland eher meinen Eltern zuzuordnen. Es war ihre Disziplin und ihre klaglose, ohne ständige Schuldzuweisung an andere auskommende und ohne sich selbst bemitleidende Wehleidigkeit

gelebte, klaglose Entbehrungsbereitschaft, die uns Kindern, den Weg in eine neue integrierte Zukunft gebnet hat.

Dabei hat die große Achtung vor den Verbesserungen und der Sicherheit, die uns das neue Land und seine Menschen beschert haben, für meine Eltern zu keinem Zeitpunkt ein Vergessen der eigenen historischen und kulturellen Wurzeln oder gar eine Aufgabe der eigenen Identität bedeutet.

Auch wenn es kein Patentrezept für eine für das Gastvolk und die Zuwanderer geglückte Integration gibt. – Eines dürfte sicher sein: Eine große Gefahr für die Integration und für unsere Demokratie – von innen und von außen – besteht in der heutigen Situation vor allem in der quasi nicht mehr zu bewältigenden großen Zahl – vielfach unverhohlen demonstriert – integrationsunwilliger und unsere Kultur zutiefst verachtender, Demokratie-averser Migranten. Sie besteht auch in der, stets den Gastvölkern Schuld am Status quo zuweisenden, nicht selten gewaltsam vorgetragenen überzogenen Anspruchshaltung gegenüber der aufnehmenden Gesellschaft sowie in der gegenüber allen Dritten und besonders den Juden deutlich werdenden

unduldsamen, religiösen Überheblichkeit der islamischen Zuwanderer aus den bereits durch den Krebsfraß des fundamentalen islamischen Extremismus nachhaltig vernichteten Regionen des mittleren Ostens und Afrikas.

Wie sehr sich unser bislang noch freiheitlich-westlicher, unbeschwert religiostoleranter, säkularer Lebensstil der

der Verantwortung stehenden politischen Vertreter gegenüber islamischen Zuwanderern, belegen gerade in diesen Tagen nicht zuletzt die wiederholten Horrorgeschehnisse in Paris und die Kapitulation vor dem islamischen Terror in Brüssel, Hannover und anderen an der Zahl zunehmenden Orten.

Nur wenn sich diese gefährliche politische Attitüde durch entsprechend wehrhafte Klarstellung unserer westlichen Demokratien ändern würde, gäbe es hier überhaupt eine vorsichtige Hoffnung auf den Erhalt unserer Lebensart und humanistischen Kultur. Leider gibt es im dafür seitens unserer – im Gegensatz zu dem eher Vernunft-getragenen Vorgehen der osteuropäischen Staaten – besonders in Deutschland praktizierten suizidalen Politik zur Zeit keinerlei Anzeichen.

Sie haben uns zuvor die Stationen Ihres Lebens und auch ihres jüdischen Engagements aufgezeigt. Warum war Ihnen dieses Engagement wichtig?

Nun, ich denke, dass die eigenen Wurzeln und der Einfluss des Elternhauses einen erheblichen Anteil an der Formung der eigenen Persönlichkeit und dessen, was einem im Leben wichtig ist, haben.

Wie Sie meinen oberen Ausführungen entnehmen konnten, gab es einen derartigen prägenden Einfluss auch in meinem Falle.

Es wäre mir angesichts des unsäglich Leides, das das jüdische Volk auch und besonders in der Generation meiner Eltern und Großeltern erlitten hat, falsch erschienen, nicht nach Kräften dafür zu stehen, dass es so etwas Entsetzliches nie wieder geben darf.

Ich bin eine Generation, die auf Grund der Nazi-Gräuere ihre Großeltern nie gekannt hat – ich will nicht, dass dies den Enkeln meiner Kinder oder späteren Generationen jemals wieder geschieht.

Vor diesem Hintergrund ist es für mich besonders schmerzhaft und unerträglich, dass nach den schrecklichen Jahren, in denen Nazi-Deutschland jüdische Menschen ausgegrenzt, entrechtet, mit dem gelben Stern zwangsmarkiert und neben anderem an der Nutzung öffentlicher Anlagen, Einrichtungen, Verkehrsmittel, Sportstätten u.v.a.m. gehindert hat, es für Juden in Europa und nicht zuletzt auch in Deutschland nunmehr wieder in zunehmender Zahl in besonders von wesentlichen islamischen Bevölkerungsanteilen frequentierten und bewohnten Gebieten, Einrichtungen, Sportstätten und schlichtweg No-Go-Areas gibt, wo sich jüdische Menschen nicht mehr ohne körperliche Gefährdung aufhalten können, wenn sie als Juden zu erkennen sind.

Schiere jüdische Präsenz in diesen Bereichen wird in unerträglichem Islam-Apposement als Provokation des muslimischen Bevölkerungsteils angesehen und führt zwischenzeitlich nicht selten



Die „Jerusalem Post“ berichtet über Dr. Korenzehers Neugründungen „Ewrejskaja Panorama“ und „Jüdische Rundschau“.

Nachkriegsjahrzehnte und unsere Sicherheitssituation verändert haben durch rückgratloses Islam-Apposement und die verantwortungslose, fahrlässige, erheblich verfehlt Zuwanderungspolitik unserer in

zu durchaus ernstgemeinten und nachdrücklichen Empfehlungen unserer Staatsorgane, sich als Jude, etwa durch das Abnehmen von jüdischen Käppis und/oder Verzicht auf andere Teile der Kleidung zu demarkieren, um die muslimischen Nutzer des öffentlichen Raums nicht zu provozieren.

Der schrecklichen vormaligen Zwangsmarkierung folgt nunmehr die offiziös empfohlene Demarkierung von Juden und wie damals nimmt auch heute die Mehrheit unserer Gesellschaft kaum Anstoß daran.

Bei dem Besuch von Sportveranstaltungen wird jüdischen Fans – und zwar nur diesen – von den hiesigen Polizeikräften nicht selten das Mitführen und Zeigen jüdischer Fanartikel – und zwar nur dieser – untersagt und dieses Verbot durch Wegnahme der entsprechenden Banner, Fähnchen oder ähnlichem durchaus auch gewaltsam durchgesetzt.

Entsprechendes ist regelhaft bei Islamdominierten, volksverhetzenden Juden- und Israelhass-Demos zu beobachten, wo die offen praktizierte und durch niemanden sanktionierte Nicht-Anwendung durchaus vorhandener rechtsstaatlicher Gesetze durch unsere Ordnungsorgane fast ausnahmslos dazu führt, dass das Skandieren von „Juden ins Gas“- und anderen Judenhass-Parolen durch islamische Horden und/oder andere ihnen nahestehende gesellschaftliche Gruppen von der Polizei und Justiz unbeanstandet bleibt, während jüdische Zeichen und Flaggen der Anrufer durch eben diese Polizei gewaltsam entfernt werden.

Besonders irritierend ist diese Verbeugung unserer Staatsorgane vor der Intoleranz des Islam angesichts des Umstandes, dass zeitgleich mit der fortschreitenden Demarkierung der Juden die explosiv zunehmende Prägung unseres Straßenbildes durch Burkas, Hamas-Terror-Flaggen und andere islamische Repressionsmerkmale von unserer Islam-Appeasement-Politik dem erschreckten Bürger als kulturelle Bereicherung angepriesen wird.

Besonders betroffen macht mich auch die zunehmend prekärer werdende Situation an unseren staatlichen Schulen mit explosionsartig wachsendem muslimischen Schüleranteil. Obwohl die Lehrpläne es vorsehen, findet eine stoffliche Behandlung der Themen Schoah und Nah-Ost-Konflikt wegen der meist Juden-feindlichen Einstellung der islamischen Schüler und häufig auch deren Elternhäuser, wenn überhaupt, dann unter größter Rücksichtnahme auf die Befindlichkeiten der islamischen Schüler statt.

Jüdische Schüler werden massiv gemobbt und körperlich bedroht oder sogar angegriffen und trauen sich kaum, dem blanken Hass der zahlenmäßig weit überlegenen muslimischen Schüler auf Israel und die Juden zu widersprechen. Von Seiten der häufig ebenfalls eingeschüchterten Lehrer ist ebenso wie von der Schulleitung kein Beistand für die isolierten jüdischen Schüler zu erwarten. Stattdessen gibt es gegenüber den jüdischen Eltern oft hinter vorgehaltener Hand die Empfehlung, den betroffenen, schutzlosen jüdischen Schüler von der Schule zu nehmen und in eine andere, wenn möglich jüdische Schule einzuschreiben. De facto gibt es für jüdische Schüler – und zwar ausgerechnet nur für diese – längst nicht mehr das gesetzliche Recht auf freie Schulwahl, weil der Staat auf die Anwendung entsprechender Ge-

setze bei muslimischen Schülern verzichtet und die Sicherheit der jüdischen Schüler nicht gewährleistet.

Die Reihe derartiger, vornehmlich Islam-getragener Geschehnisse und die Mainstream-weite Rechtfertigung oder Einzelfall-Bagatellisierung derartiger Geschehnisse hat bereits jetzt ein erheblich Besorgnis-erregendes Ausmaß angenommen und wächst mit jedem Tag unkontrollierter demoskopischer Islamisierung unserer Lebenswelt.

Eine derartige Gefährdung des Fortbestandes jüdischen Lebens im Nachkriegs-Deutschland und eine derartige Gefährdung unserer freiheitlich-westlichen säkularen Lebensart war selbst in den schlimmsten Alpträumen nicht voraussehbar.

Für mich ist sie ein weiterer Beleg dafür, weiterzumachen in dem Engagement für die jüdische Sache und dem Kampf gegen Israelfeindlichkeit und Antisemitismus sowie für die Erhaltung unserer hart erkämpften Lebenswerte.

Sind Sie damit zufrieden, wie heutzutage die Interessen und Bedürfnisse der jüdischen Gemeinschaft wahrgenommen werden? Wie beurteilen Sie die deutsche Unterstützung des Staates Israel?

Ich verkenne keinesfalls, dass die Nachkriegsgeschichte der Bundesrepublik Deutschland gekennzeichnet war von dem Bemühen einer Wiedergutmachung des von Nazi-Deutschland an den Juden begangenen millionenfachen Mordes und der Aussöhnung mit den Juden und dem jüdischen Staat Israel. Gerade in dieses Jahr fällt der 50. Jahrestag der Aufnahme diplomatischer Beziehungen und des Botschafteraustausches zwischen Israel und Deutschland.

Zwischenzeitlich gibt es gegenseitige Staatsbesuche, eine erhebliche Zahl offizieller Städtepartnerschaften, wir haben einen regen Technologietransfer und es herrscht ein reger Austausch in zahlreichen kulturellen, wirtschaftlichen und wissenschaftlichen Bereichen auf kommunalen, Landes- und Regierungsebenen. Die Kanzlerin hat vor nicht allzu langer Zeit die Existenz des Staates Israel als deutsche Staatsdoktrin bekräftigt. – Alles bestens, sollte man meinen.

Das ist es aber keinesfalls. Die deutsche Außenpolitik unterstützt gemeinsam mit den anderen EU-Partnern eingeschworene Feinde des Existenzrechts des Staates Israel, paktiert mit panislamistischen Schoah-Leugnern und Schoah-Vorbereitern wie Iran, ist dem Mullah-Regime de facto erheblich behilflich beim Bau der für die Vernichtung Israels und die Stützung des weltweiten Terrors vorgesehenen Atombombe, hofiert mit großen Zuwendungen den islamistischen Diktator und IS-Unterstützer Erdogan und finanziert den Abbas- und Hamas-Terror gegen Israel, ohne auf den Verzicht der Vernichtungsabsicht Israels durch die finanzierten Terrororganisationen zu beharren.

Im Inland nimmt der breit angelegte antijüdische Vorbehalt wie oben ausgeführt wieder beängstigend zunehmen-

de Ausmaße an. Die Lebenssituation der Juden in Deutschland ist wieder gekennzeichnet durch wachsende Verunsicherung. Rechte Antisemiten und Islamische Judenhasser können wieder nahezu ungehindert mit zustimmender Duldung des Mainstreams ihre antijüdischen Parolen in der Öffentlichkeit verbreiten.

Zu all dem befeuern die öffentlich rechtlichen und übrigen Mainstream-Medien diese antijüdische Stimmung durch nahezu täglich, einseitig den Verteidigungskampf Israels gegen perfiden arabischen Mord-Terror diffamierende Täter-Opfer-Verdrehungsmeldungen zu Lasten des jüdischen Volkes.

Ich habe zu dem Phänomen der manifesten Israel-Delegitimierung durch den Mainstream unserer politischen Entscheider und der nahezu gleichgeschalteten anti-israelisch und Fakten-verdrehend berichtenden öffentlich-rechtlichen und übrigen Mainstream-Presse schon oft in meiner Editorial-Kolumne Stellung bezogen.



Die Dämonisierung des israelischen Kampfes um seine eigenstaatliche Existenz als einzige wirklich geschichtlich auf seinem Territorium in den jetzigen Grenzen, inklusive der ungeteilten jüdischen Hauptstadt Jerusalem legitimierte, echte freiheitlich-demokratisch und westlich orientierte Demokratie in einem Meer islamischer Raubzüge, islamischen Hasses, dumpfem mittelalterlichen Fanatismus und rücksichtslosem Morden ohne jede ethische Barriere, stellt überdies ein vollkommen nutz- und hilfloses Anbieten unserer Politik und gesellschaftlichen Kräfte an den ohnehin ungehemmt expansiven Islam dar. Sie ist zudem durch und durch verheuchelt und nahezu unverhohlen judenfeindlich.

Auffällig ist hier vor allem der mit doppeltem Standard versehene Umgang mit dem neuen Tsunami islamischen Terrors in Paris, Brüssel und anderen Orten der westlichen Welt im Vergleich zu der Beurteilung des nahezu täglichen arabischen Mordterrors gegen unschuldige israelische Zivilisten. Wäre Paris Israel, wäre die Bombeninitiative und Flugzeugträger-Politik Präsident Hollandes gegen den IS von unseren Islamaffinen politischen und gesellschaftlichen Kräften um Kirche, Grüne, SPD und Linke längst als unverhältnismäßig und unangemessen gerügt worden. Die Obamas, Steinmeiers, Baus und Moons dieser Welt hätten Frankreich, statt des-

sen Initiative richtiger Weise zu unterstützen auch schon längst zur Mäßigung aufgerufen und vor einem Anheizen der Gewaltspirale bei gleichzeitigem Beklagen der Opfer auf Seiten der islamischen Mörder und Terroristen beklagt.

Ich denke das beantwortet Ihre Frage hinreichend – der Schutz seiner territorialen Integrität und des Lebens seiner Bürger wird Israel auch durch unsere deutsche Politik und Presse nicht in demselben Maße eingeräumt wie den übrigen Staaten.

Stattdessen sieht sich Israel durch unsere hiesige Politik nahezu jeden Tag neuen Schuldzuweisungen und territorialen Delegitimierungen in dem den Juden in der Geschichte geraubten und in der Neuzeit selbst von der UNO im November 1947 wieder zugesprochenen Gebiet ausgesetzt. Diese unsägliche einseitig und ausschließlich gegen die Juden und Israel gerichtete Vorgehensweise kulminiert gegenwärtig auch in Deutschland trotz aller geschichtlichen Implikationen in einer widerwärtigen „Kauft nicht bei Juden“-Kampagne gegen den Kauf israelischer Produkte. Geradezu makaber mutet an, dass sich daran neben der breiten Front der Judenhasser aus allen Parteien sogar Handelshäuser beteiligt haben, die sich nur deshalb in nichtjüdischem Eigentum befinden, weil sie im Zuge der von den Nazis durchgeführten sogenannten Arierisierungs-Enteignungen den ursprünglichen jüdischen Gründern und Eigentümern einfach weggenommen worden sind.

Wie ist Ihre Meinung zu der Berichterstattung der deutschen Medien in Bezug auf Juden und Israel? Was sollen die von Ihnen herausgegebenen Zeitungen von den Mainstream-Medien unterscheiden?

Ich meine unsere Editorial-Kolumne und die Beiträge in unseren Zeitungen sprechen für sich selbst.

Einer der Hauptgründe für die Herausgabe unserer Publikationen war die Notwendigkeit, endlich der Delegitimierung des Staates Israel durch die nahezu gleichgeschaltete linkslastige, auf dem islamischen Terrorauge erblindete, gegenüber den jüdischen Terroropfern völlig empathielose und Schuld-zuweisende Wahrheitsklitterung der öffentlich-rechtlichen und anderweitigen Faktenvorenhaltungs- und Verdrehungsjournaille die notwendig und überfällige Wahrhaftigkeit in der politischen Berichterstattung entgegenzusetzen.

In nahezu jedem Beitrag der Mainstreammedien, ihrer Berichterstatter und Kommentatoren über Israel schwingen kaum verhohlenen Verständnis für den Terror gegen Juden, Schuldzuweisung an die jüdischen Opfer und Sympathie für die Delegitimierung und Boykottmaßnahmen gegen Israel, kurzum der gesamte seit langem kultivierte antijüdische Vorbehalt mit.

„Junge Araber sterben bei Messerattacke auf Israelis“, schreibt der „Spiegel“ als abscheuliche, die tatsächlichen Zusammenhänge auf den Kopf stellende Stürmer-Stil-Headline nach einem brutalen und heimtückischen, arabischen Messer-Mord an einem älteren jüdischen Passanten in Jerusalem.

Das macht den Unterschied, mein lieber Herr Goldberg, das macht den Unterschied!

Ganz schön Anti-Israel

Die EU-Außenbeauftragte Federica Mogherini steht für den antiisraelischen Kurs der Union

Von Jerome Lombard

Mitte November wurde offiziell, was schon lange inoffizieller Konsens innerhalb der Europäischen Union war: Die EU-Kommission beschloss einvernehmlich die Kennzeichnungspflicht für Produkte aus den international nicht anerkannten israelischen Gebieten. Landwirtschaftliche Erzeugnisse, vor allem Obst, Gemüse und Wein sowie Kosmetikprodukte, die ihren Ursprung in den Golanhöhen, dem Westjordanland und Ost-Jerusalem haben und in die EU exportiert werden, müssen von nun an speziell gekennzeichnet werden. Statt mit dem Gütesiegel „Made in Israel“ sollen diese Waren in Zukunft mit einem Etikett „Made in Territory occupied by Israel“, „Made in Israeli settlements“ oder auch wahlweise „Made in the West Bank – Israeli occupied“ ausgezeichnet und so von den übrigen, im restlichen Landesteil hergestellten Waren, unterschieden werden.

Die Produzenten in Israel werden zu einer entsprechenden Kennzeichnung aufgefordert. Ab jetzt heißt es also: Es muss „richtig“ etikettiert und in „gute“ und „böse“ Produkterzeugnisse aus dem jüdischen Staat unterschieden werden. Über den genauen Wortlaut des neuen Etiketts ist man sich in Brüssel zwar noch nicht einig. Dass das neue Labeling aber eine super Sache ist, gedacht, sowohl als politischer Impuls für neue Friedensverhandlungen als auch im Sinne des europäischen Verbraucherschutzes, darüber herrscht hingegen traute Einigkeit. Entsprechend stolz verkündete die EU-Kommission ihren gefassten Beschluss. „Die Auslegungsvorschrift für die Herkunftsangabe von Gütern aus den durch Israel seit Juni 1967 besetzten Gebieten“ ist „verabschiedet worden“, hieß es in einem Kommuniké. Allerdings musste man sich bei der Kommission sogleich auch die eigenen Kompetenzgrenzen eingestehen: „Die Umsetzung der Vorschriften obliegt allerdings allein den Behörden der Mitgliedsstaaten.“

Das ist formal völlig korrekt. Der Beschluss der EU-Kommission hat keinesfalls gesetzlich bindenden Charakter für die 28 Mitglieder. Die wirtschaftlichen Beziehungen zwischen der EU und Israel werden durch die neue Regelung sicherlich auch nicht schwerwiegend belastet. Waren und Güter aus den drei Regionen entsprechen kaum einem Prozent des jährlich rund 30 Milliarden Dollar einbringenden bilateralen Handels. Zumal die „markierten“ Waren ja auch weiterhin im EU-Raum angeboten werden. Ob mit neuem Etikett, oder nicht, letztlich entscheidet der europäische Verbraucher, was er kauft.

Gewollte Signalwirkung

Hinter dem Beschluss der Kommission steckt aber eine politische Symbolik samt gewollter Signalwirkung. Genau in diesem Sinne wurde der Schritt auch in Israel verstanden. Die Regierung verurteilte die Entscheidung der Brüsseler Kommissare aufs Schärfste. „Wir bedauern, dass die EU aus politischen Gründen solch eine exzeptionelle und diskriminierende Entscheidung getroffen hat, die von der Boykott-Bewegung inspiriert ist“, hieß es in einer Stellungnahme der Regierung. Premierminister Benjamin Netan-

jahu sagte zudem, dass sich Europa schämen solle. Ausgerechnet in einer Zeit, in der israelische Bürger massiv von terroristischen Attacken bedroht würden, habe man sich rein aus politischen Gründen gezielt Israel bei dieser Produktkennzeichnung herausgepickt, obwohl es weltweit 200 weitere Konflikte gäbe. Und wo Bibi recht hat, hat er recht. Tatsache ist: Der europäische Verbraucher wird nicht darüber informiert, ob türkische Produkte vielleicht im okkupierten Nordzypern, oder ma-

Brandbrief an die Hohe Vertreterin der EU für Außen- und Sicherheitspolitik, Federica Mogherini.

Bei der sich seit November 2014 in den Diensten der EU befindenden Italienerin rannten die Außenminister mit ihrem Begehren offene Türen ein. Die 42-Jährige europäische Chefaußenpolitikerin hat den de facto-Warenboykott unterstützt und sich um eine rasche Beschlussfassung in der Kommission bemüht. Und das bekanntlich mit Erfolg. Und auch ansonsten hat das zweifellos



Frederica Mogherini aus Rom (Jahrgang 1973)

rokanische Waren in der besetzten West-Sahara ihren Ursprung haben. Ein Schelm, wer da von Doppelmoral sprechen mag. Andere israelische Minister äußerten sich ähnlich kritisch wie Netanjahu. Die Stellungnahmen

attraktive internationale Gesicht der Europäischen Union in ihrer nunmehr einjährigen Amtszeit als Außenbeauftragte deutlich gemacht, dass ihr der jüdische Staat nicht gerade am Herzen liegt und sie den anti-israelischen Kurs

„Der Beschluss der EU-Kommission hat keinesfalls gesetzlich bindenden Charakter für die 28 Mitglieder.“

der israelischen Regierungsvertreter dürften schon lange vorbereitet in der Schreibtischschublade geschmort und nur auf ihren Einsatz gewartet haben. Die Kennzeichnungspflicht kommt in keinem Fall unerwartet. Bereits vor drei Jahren hatten die Außenminister der Mitgliedsstaaten der Europäischen Union die Entscheidung getroffen, zwischen den Herkunftsregionen in Israel zu differenzieren. Den entscheidenden Impuls gab dann ein offener Brief von 16 der 28 EU-Außenminister im April diesen Jahres. Darin fordern die Minister (Deutschlands Frank-Walter Steinmeier gehört nicht zu den Unterzeichnern) die rasche Umsetzung der jetzt beschlossenen Labeling-Regelung mit dem Argument, so ein Zeichen gegen den anhaltenden israelischen Siedlungsbau zu setzen. Adressiert war der

vieler Mitgliedstaaten unterstützt und als gesamteuropäische Politik mitträgt.

Was denkt Mogherini über Israel?

Oft und gerne spricht die studierte Politikwissenschaftlerin Mogherini über das ureigene Interesse Europas an einer Neuaufgabe des Friedensprozesses im Nahen Osten. Einen dauerhaften Frieden kann es für Israel nur mit einem friedlichen und demokratischen Palästinenserstaat als Nachbarn geben. Die EU will sich unter ihrer außenpolitischen Ägide wieder verstärkt dafür einsetzen und zwischen beiden Parteien vermitteln. Friede, Freude, Eierkuchen. Schön und gut. Dumm nur, dass Europas Außenbeauftragte offenbar wenig von den Realitäten und Dynamiken im Nahen Osten versteht, oder nicht verstehen will.

Als Ende Oktober die jüngste palästinensische Angriffswelle gegen israelische Staatsbürger auf ihrem Höhepunkt war, sprach sich Mogherini für ein sofortiges Ende der Gewalt aus. Während einer Pressekonferenz erklärte sie, dass ein Andauern der Gewalt insbesondere in der Heiligen Stadt Jerusalem fatale Auswirkungen auf die internationale Sicherheitslage haben würde. Wenn sich die Lage in der Stadt nicht beruhige, so Mogherini, könnte der Terrorismus weltweit neuen Auftrieb bekommen: „Wenn wir nicht handeln, wenn die politisch Verantwortlichen vor Ort nicht handeln, besteht das Risiko, dass dies eine wesentliche Quelle für Radikalisierung ist. Nicht nur in der Region, sondern weltweit.“ Die Welt schaue auf den Konflikt, fügte die EU-Außenbeauftragte hinzu, wegen seiner Verzahnung mit dem Kampf „gegen Terrorismus und den ‚Islamischen Staat‘ (IS). Das ist nicht etwas, worüber wir ohne Zusammenhang zur Lösung der Krise oder politischer Konflikte auf der ganzen Welt sprechen.“

Das Morden in Syrien, terroristische Anschläge durch Dschihadisten in Europa, Bombenanschläge von Boko Haram in Nigeria und die Vertreibung von Christen im Nahen Osten als Folgen israelischer Politik? Sicher, der israelisch-arabische Konflikt wird nicht selten von Antisemiten und islamistischen Fundamentalisten als propagandistisches Werkzeug zur Radikalisierung neuer Gesinnungsgenossen genutzt, aber er ist nicht der Grund dafür, wie es Mogherini nahelegt. Will man ernsthaft über den Kampf gegen den internationalen Terrorismus und insbesondere gegen den IS sprechen, muss man über die gefährliche Ideologie des politischen Islam und nicht über die Sicherheitspolitik des jüdischen Staats sprechen. Solch eine Verdrehung von Ursache und Wirkung, die einer Stigmatisierung Israels als eigentliche Ursache von weltweitem Terrorismus gleichkommt, darf einer europäischen Außenbeauftragten, die an der renommierten La Sapienza-Universität in Rom mit einer Arbeit zum Thema „Das Verhältnis zwischen Religion und Politik im Islam“ abschloss, nicht passieren.

Immerhin ist Mogherini, jahrelanges Mitglied in der Demokratische Partei, den italienischen Sozialdemokraten, eine erfahrene Politikerin. Aber vielleicht ist es ja genau diese Denkweise, die erklärt, warum auch unter einer Außenbeauftragten Mogherini die finanzielle Unterstützung anti-israelischer Nichtregierungsorganisationen aus europäischen Töpfen unwidersprochen weitergeht.

Darunter sind offen antizionistische Gruppen wie „Zochrot“, die Israel das Existenzrecht als Nationalstaat des jüdischen Volkes abspricht und sich für die „Rückkehr“ aller Palästinenser einsetzt.

Ganz nebenbei: Die politische Stiftung der deutschen Linkspartei, die Rosa-Luxemburg-Stiftung, zählt ebenfalls zu den generösen Spendern und Unterstützern von „Zochrot“. Es ist jedenfalls zu erwarten, dass die sich durch die Kennzeichnungspflicht anbahnende politische Eiszeit zwischen der EU und Israel unter Mogherini fortsetzt. Das ist kein gutes Zeichen in einer Zeit, in der die westliche Wertegemeinschaft mehr denn je Geschlossenheit gegenüber ihren Feinden demonstrieren sollte.

„Herr Schuster vergiftet das gesellschaftliche Klima“

Der Vorsitzende einer fast vergessenen Partei greift an.

Von Gerd Buurmann

„Antisemitismus und Ressentiments gegenüber Minderheiten, beispielsweise gegenüber Homosexuellen, die gibt es überall auch unter Deutschen, die seit Generationen hier sind, also insofern, Antisemitismus und Homophobie, das ist kein Spezialproblem von Flüchtlingen. Das halte ich für falsch und es ist ein weiterer Beitrag, das gesellschaftliche Klima zu vergiften.“

Mit diesen Worten kommentierte Christian Lindner am 25. November 2015 bei „Anne Will“ folgende Worte des Vorsitzenden des Zentralrats der Juden, Josef Schuster:

„Viele der Flüchtlinge fliehen vor dem Terror des ‚Islamischen Staates‘ und wollen in Frieden und Freiheit leben, gleichzeitig aber entstammen sie Kulturen, in denen der Hass auf Juden und die Intoleranz ein fester Bestandteil ist. Denken Sie nicht nur an die Juden, denken Sie an die Gleichberechtigung von Frau und Mann oder den Umgang mit Homosexuellen.“

Lieber Christian Lindner, der Vorsitzende des Zentralrats der Juden vergiftet das Klima in Deutschland, weil er berechnete Sorgen formuliert? Vor einigen Tagen erfuhr die Öffentlichkeit von einer muslimischen Gemeinde der „Türkisch-Islamischen Union der Anstalt für Religion e.V.“ (DITIB) in Nordhessen, die auf ihrer Internetseite eine ausführliche Sammlung jüdenfeindlicher Sprüche aus dem Koran und den Hadithen auf Türkisch veröffentlicht hatte.

„Die Juden predigen Gutes, aber hören nicht auf Böses zu tun. (...) Die Juden sind gemein. (...) Juden haben ihre eigenen Propheten umgebracht. (...) Juden sind geizig. (...) Juden sind schwache Kämpfer.“

Im Sommer 2014 schallten übele Parolen gegen Juden über deutsche Straßen:

„Jude, Jude, feiges Schwein, komm heraus und kämpf allein!“ (Berlin)

„Juden ins Gas!“ (Gelsenkirchen)

„Scheiß Jude, brenn!“ (Essen)

Am 12. Juli 2014 zog eine Menschenmenge durch die Frankfurter Innenstadt und brüllte „Allah ist groß“ und „Kindermörder Israel“. Sie bekamen dafür sogar die Lautsprecher eines Polizeiwagens geliehen, damit jeder ihre Hetze hören konnte!

Bei der Demonstration wurden Plakate mit deutlich Aussagen gezeigt.

Auf einem Plakat stand: „Ihr Juden seid Bestien“

Am 23. Januar 2015 wurde in einer Berliner Moschee eine Predigt mit diesen Worten gehalten:

„Eine Frau darf niemals das Haus ohne die Erlaubnis ihres Mannes verlassen und unter keinen Umständen darf sie eine Nacht außerhalb des Hauses verbringen ohne Erlaubnis ihres Mannes! Nicht mal bei ihrem eigenen Vater! (...) Eine Frau darf nicht arbeiten ohne die Erlaubnis ihres Mannes! (...) Ein Mann sollte seiner Frau nie das Arbeiten außerhalb des eigenen Hauses erlauben! (...) Das Leben einer Frau muss auf das Haus ihres Mannes beschränkt sein! (...) Eine Frau muss kochen, den Boden wischen, sauber

machen und sich um ihren Mann, ihre Söhne und Töchter kümmern! (...) Einer Frau ist es nicht gestattet, den Beischlaf mit ihrem Mann zu verweigern! Mit keiner Entschuldigung darf sie sich rausreden!“

In Aachen wurde in der Nacht vom 1. auf den 2. August 2010 der jüdische Friedhof mit Hakenkreuz und der Parole „Freiheit für Palästina“ beschmiert. In Hannover wurden 2010 Juden von Kindern und Jugendlichen mit Steinen beworfen. In Duisburg wurde 2009

an die Juden, denken Sie an die Gleichberechtigung von Frau und Mann oder den Umgang mit Homosexuellen.“

Lieber Christian Lindner, der Vorsitzende des Zentralrats der Juden vergiftet das Klima in Deutschland, weil er in dieser Atmosphäre berechnete Sorgen formuliert? Vergiften auch all die Menschen das Klima in Deutschland, die sich berechnete Sorgen aufgrund des Rechtsrucks in Deutschland machen?



Vom FDP-Chef Christian Lindner hört man nicht viel. Vielleicht ist das besser so.

unter massiver Polizeigewalt eine Israelfahne aus einer privaten Wohnung entfernt, weil sie von draußen zu sehen war und so den öffentlichen Frieden stören sollte. Auch in Berlin wurde die Polizei gegen eine Israelfahne aktiv. In Bochum musste sogar eine Frau Strafe zahlen, weil sie eine israelische Fahne öffentlich gezeigt hatte. Am 24. Mai 2014 um 16.59 Uhr brüllte das Publikum in der mit 18.000 Menschen besetzten Lanxess Arena in Köln lautstark „Verflucht sei Israel!“. Am selben Tag wurde ein israelisches Paar und eine französische Besucherin im jüdischen Museum in Brüssel erschossen. Am selben Tag wurden in Frankreich zwei Juden, die aus einer Synagoge kamen, brutal zusammengeschlagen.

In Frankreich erschoss einer der Terroristen rund um den Anschlag auf „Charlie Hebdo“, Amedy Coulibaly, in einem jüdischen Supermarkt Juden, weil sie Juden waren. Am 21. Januar 2006 wurde in Frankreich Ilan Halimi entführt und über einen Zeitraum von drei Wochen zu Tode gefoltert, weil er Jude war. Am 19. März 2012 wurden vier Menschen vor einer jüdischen Schule in Toulouse getötet, drei der Opfer waren Kinder. In der Stadt Odense in Dänemark wurden Ende 2008 zwei Israelis angeschossen. Ein paar Wochen später am 8. Januar 2009 riefen auf den Straßen in Oslo ungefähr zehntausend Menschen „Tötet die Juden!“ und „Schlachtet die Juden ab!“

All diese Hassverbrechen wurden begangen von Menschen, die Kulturen entstammen, „in denen der Hass auf Juden und die Intoleranz ein fester Bestandteil ist. Denken Sie nicht nur

Zeige mir nur eine Kirche in Deutschland, in der gepredigt wird, dass sich eine Frau nicht sexuell verweigern oder das Haus verlassen darf und ich zeige Dir eine Kirche, gegen die ich persönlich demonstrieren werde, wenn ich nicht sogar im Stile Jesus' eine Peitsche in die Hand nehmen und die Gemeinde persönlich besuchen werde. Würde eine Kirche so etwas predigen, eine große Zahl Christen würde mit Sicherheit dagegen demonstrieren. In einer Berliner Moschee wurde so gepredigt und die muslimischen Gemeinden in Deutschland blieben erstaunlich still, wenn man bedenkt, wie schnell muslimische Vertreter in diesem Land sonst beleidigt sein können. Was wäre wohl los, würde auf einer PEGIDA-Demonstration dies gebrüllt: „Moslem, Moslem, feiges Schwein, komm heraus und kämpf allein! Muslime ins Gas! Scheiß Moslem, brenn!“

Die Hölle wäre los! Zu recht! Eine große Zahl von Deutschen und Christen, Mitglieder eben jener Gruppe, die die selbsternannten patriotischen Europäer vorgeben zu verteidigen, würde sich aufmachen, lautstark gegen diese Vereinhaltung zu demonstrieren. Sie würden nicht sagen „Das hat nichts mit Deutschland zu tun“ und nichts tun. Sie würden die Verantwortung nicht von sich weisen! Sie würden sagen: „Das hat leider was mit Deutschland zu tun und deshalb ändern wir das!“ In Deutschland wird gegen Hass aus den Reihen der PEGIDA demonstriert. Der Hass von Islamisten wird jedoch wegdefiniert.

Als auf deutschen Straßen gebrüllt wurde „Jude, Jude, feiges Schwein,

komm heraus und kämpf allein! Juden ins Gas! Scheiß Jude, brenn“ und zwar von Menschen, die Kulturen entstammen, „in denen der Hass auf Juden und die Intoleranz ein fester Bestandteil ist“, da übernahm kaum jemand Verantwortung. Es gab keine nennenswerten Gegendemonstrationen. Die Deutschen blieben zu Hause. Sogar Medien, die sonst bei der AfD und PEGIDA den denkbar kritischsten Ton anschlagen, spielten die Demonstrationen gegen Juden in atemberaubender Art herunter und das obwohl bei den Demonstrationen von Hakenkreuz und Lügenpresse alles dabei war.

Den Vogel schoß ein Bericht der Lokalzeit vom WDR zu einer Demonstration in Essen ab. Dort wurde unter anderem ein Hakenkreuz im Davidstern gezeigt. Auf einem anderen Plakat stand sogar: „Früher angeblich Opfer“, ganz so, als habe es den Holocaust niemals gegeben.

Ein anderes Plakat geißelte den „Judenterror“:

Der WDR-Journalist Stefan Göke interviewte auf dieser Demonstration die Polizistin Tanja Hagelüken, die von einer friedlichen Demonstration zu berichten wusste. Während sie sprach, brüllten im Hintergrund einige Demonstranten:

„WDR, Heuchler! Lügner, Lügner! WDR, Ihr Lügner. Alles Lügner. Schwachsinn!“

Dennoch wusste Stefan Göke vom WDR zu berichten:

„Gucken wir noch mal auf die Jugendorganisation der Linkspartei, die zu der Demo aufgerufen hatte. Es waren dann aber sehr, sehr viele arabischstämmige Menschen da. Viele haben die Palästinenserflagge gehisst und geschwenkt und es waren dann Parolen auf Spruchbändern zu lesen wie „Freiheit für den Gazastreifen“ oder „Free Gaza“. Das heißt, es hat sich alles konzentriert tatsächlich auf den eigentlichen Sinn dieser Demonstration. (...) Was ich damit sagen will ist: Es hat keine Anzeichen dafür gegeben, dass sich Extremisten unter diese Demonstration gemischt haben, also weder von islamistischer Seite auf der einen Seite, aber auch keine Rechtsextreme, die dann das ganze nutzen konnten als Plattform, um ihren Hass aufs Judentum oder auf Israel kundzutun. Das ist jedenfalls alles nicht passiert. Und bisher ist alles ein bißchen brisant, aber durchaus friedlich.“

Während Stefan Göke im WDR dieser Worte in den Kamera sprach, zeigte ein Demonstrant direkt hinter ihm ein Plakat mit diesen Worten in die Kamera: „Israel = Terrorist“.

Lieber Christian, in dieser Atmosphäre, in der der Hass auf Juden heruntergespielt wird, formuliert der Vorsitzende des Zentralrats der Juden seine Sorgen und Du erklärst, er vergifte damit das Klima in Deutschland. Ich bin zwar nur ein kleines Rad in der FDP, aber ich werde alles tun, damit dieser Blick von Dir keine Zukunft in der FDP hat!

Besuch im Rathaus Wilmersdorf

Ein Tag der Hilfe bei Asylbewerbern im Rahmen des „Mitzvah Days“

Von Tobias Rötter

Es ist das heißeste Eisen der Republik: Die Debatte um Asyl und Zuwanderung. Die einen warnen, und die anderen warnen wiederum vor denjenigen, die warnen. Und nur in einer Sache sind sich in diesen politisch hitzigen Zeiten alle einig: Die jeweils andere Seite ist a) dumm, b) gefährlich und c) verdient sie es nicht, dass man ihr Gehör schenkt.

In dieser aufgeladenen Atmosphäre ist es schön Menschen zu begleiten, die ganz unpolitisch einfach nur Gutes tun wollen.

Zu diesen „Machern des Guten“ gehören die Beter der Synagoge am Fraenkelufer. Unter der Leitung der umtriebigen Nina Peretz haben sie Sach- und Geldspenden für Asylsuchende gesammelt, die sie nun im Rahmen des „Mitzvah Days“ den Menschen im alten Rathaus von Wilmersdorf brachten.

Die Beter versteckten ihre jüdische Identität nicht, einige von ihnen trugen Kippa, der Davidstern auf den T-Shirts der Helfer war unübersehbar. Von Feindlichkeit oder Ablehnung der jüdischen Helfer durch die zumeist moslemischen Asylsuchenden war nichts zu bemerken. Im Gegenteil: Iranische Frauen mit Kopftuch freuten sich sehr, dass die jüdischen Helfer ihren Kindern etwas Unterhaltung in Form von Spielen boten, und den Kindern war die religiöse Zuordnung der Helfer ohnehin gleichgültig.

Unterstützt wurden die Gemein-

mitglieder vom Fraenkelufer von ihrer Partnerorganisation „MoruS14“, einer Gruppe, der auch einige arabische Jugendliche angehörten, die natürlich sehr einfach mit den zumeist ebenfalls arabischen Asylbewerbern kommunizieren konnten. MoruS14 ist ein Jugend- und Gemeinschaftshaus, das sich in Neukölln für Bildung, Kultur und Gewaltprävention engagiert. Im Projekt „Shalom Rollberg“ arbeiten junge Israelis (meist ehrenamtlich) mit den Kindern und Jugendlichen im Kiez und setzen sich somit unter anderem für Antisemitismusprävention ein.

Mehr jedoch als über alle materiellen Spenden schienen sich die Asylsuchenden über die bloße Anwesenheit ihrer Helfer zu freuen. Gesichtsmalerei, Fußballspielen und Schnittchen – eine große Party gerade aus der Sicht eines Kindes!

Während die Männer im Heim gelangweilt, aber friedlich wirkten, sprühten die Kinder geradezu vor Energie. Ihnen scheint der Aufenthalt in dem steril wirkenden Ex-Rathaus am wenigsten auszumachen und wenn man sie auf den langen Fluren toben sieht, muss man unwillkürlich an einen großen Kindergarten denken. Ihre Mütter wiederum waren froh, dass die Kleinen beschäftigt waren.

Es ist ganz egal, welche politische Meinung man in der aktuellen Debatte vertritt – fest steht, dass die „Fraenkelufer“ und „MoruS14“ voller guten Willens etwas Gutes getan haben – nämlich Freude gegeben.



Jüdische und moslemische Helfer vereint



Eine richtig große Sache!



Der kleine Mustafa freute sich über den Besuch zum «Mitzvah Day»



Er nahm seine Kippa nicht ab – niemand begegnete ihm feindlich



Nina Peretz (Mitte) mit dem Leiter des Asylbewerberheims

Kandidaten zur Wahl der
Repräsentantenversammlung

KOACH-Berlin 2015!

der Jüdischen Gemeinde zu
Berlin am 20. Dezember 2015

Bitte kreuzen Sie auf Ihrem Stimmzettel alle 21 Kandidaten von KOACH-Berlin 2015! an.



KOACH!-Vorstand 2012 – 2015

Vorsitzender: Dr. Gideon Joffe

Pleite der Gemeinde verhindert

Erhöhung des Staatszuschusses um 2.000.000 €
pro Jahr durchgesetzt

Kein einziger Verkauf von Immobilien
oder Wertpapieren der Gemeinde

Alter Vorstand 2008 – 2012

Vorsitzende: Lala Süßkind

Gemeinde stand kurz vor der Pleite

Erhöhung des Staatszuschusses
nicht einmal beantragt

Ausverkauf von Immobilien und Wertpapieren
der Gemeinde im Gesamtwert von 12.000.000 €

Weitere Informationen finden Sie in der Wahlzeitung der Jüdischen Gemeinde zu Berlin sowie auf unserer Facebook-Seite KOACH-Berlin 2015!

haGalil wird 20

Zum Jubiläum des einzigen pluralistischen deutsch-jüdischen Internetmagazins

Von Roland Kaufhold

Ein Anfang nach dem Schock

Die Ermordung Jitzak Rabins vor 20 Jahren war für viele Israelis und deutsche Juden ein Schock. Zugleich jedoch war der Schock über diesen Mord die Geburtsstunde des deutsch-jüdischen Internetmagazins haGalil. David Gall und seine Frau Eva Ehrlich, beide durch ihre jüdische Biografie geprägt, gründeten in München das deutsch-jüdische Internetmagazin haGalil.com. Das Internet befand sich seinerzeit noch in den Anfängen.

Interessierte trafen bei der Suche nach jüdischen Themen unvermeidlich auf rechtsradikale Internetseiten. HaGalil verstand sich von Anfang an als Bollwerk gegen dieses gefährliche Gift. Dank seiner außergewöhnlichen thematischen Vielfalt und seines inzwischen mehrere Zehntausend Beiträge umfassenden Archivs zu jüdischen Themen kann haGalil heute als das bedeutendste, professionell gestaltete jüdische Archiv gelten. Die Zahlen sprechen für sich: Gegenwärtig hat haGalil etwa 100.000 Besucher pro Monat bei 240.000 Besuchen und 950.000 Seitenzugriffen, bemerkt die promovierte Historikerin Andrea Livnat. Sie betreibt von Tel Aviv aus die redaktionelle Arbeit am Magazin.

HaGalil lebt von der Selbstausbeutung: Die häufig prominenten Autoren stellen ihre Beiträge kostenlos zur Verfügung. Andrea Livnat: „Alle, die bei haGalil mitarbeiten, tun das von Zuhause aus. Wahrscheinlich haben viele Leser ein ganz anderes Bild von haGalil, manchmal kann

man aus den Anfragen verstehen, dass der Leser meint, es gibt hier ein große Redaktion mit vielen festen Mitarbeitern und Büroräumen. Ich arbeite an einem 1,20 Meter breiten Schreibtisch in jeder freien Minute, die ich habe, viel davon abends, wenn meine Kinder schlafen.“

haGalil war von Anfang an scharfen Angriffen ausgesetzt. Attackiert wurde es nicht nur wegen seines jüdischen Selbstverständnisses, sondern vor allem wegen seiner politischen Pluralität und der politischen Brisanz vieler seiner Beiträge. Auf haGalil wurde kein Blatt vor den Mund genommen. Kultstatus erlangten die Beiträge und Satiren der Schriftstellerin Ramona Ambs, feste Autorin von haGalil. Bernard Schmid verfasste seit Jahren in Paris kenntnisreiche Analysen zum französischen Rechtsradikalismus. Und Karl Pfeifer ist und bleibt als Zeitzeuge eine mahnende Stimme, seit 20 Jahren.

Scharf attackiert wurde haGalil selbstverständlich von rechtsradikalen Kreisen, aber auch von selbsternannten konservativen „Israelpatrioten“. Und haGalil scheute auch keine Auseinandersetzungen, wenn es um offenkundigen Antisemitismus von Rechts wie auch von Links ging, auch wenn diese vor Gericht endeten und an die finanzielle Substanz des Portals gingen.

Es kam auch immer wieder zu Hackerangriffen gegen haGalil. Ende Januar 2006 veröffentlichte das Magazin – wie auch mehrere andere Medien – die Mohammed-Karikaturen des dänischen Karrikaturisten Kurt Westergaard. Unmittelbar danach wurde das gesamte Archiv von haGalil durch einen gezielten Hackerangriff zerstört. Der „Spiegel“ titelte am 3. Februar

2006: „Mohammed-Karikaturen: France Soir offline, HaGalil gehackt“. Die Spur führte damals nach Katar. In den folgenden Monaten konnten die Betreiber Dank ihres Tel Aviver Archivs alle Beiträge wieder herstellen.

Andrea Livnat formuliert ihr Selbstverständnis nach 20 Jahren so: „Was mir weiterhin am wichtigsten ist, und was auch das große Vermächtnis von David ist: haGalil als pluralistisches Medium zu erhalten. Eine Plattform, die zeigt, dass es mehr als nur eine Meinung bei jüdischen Themen gibt, die alle Strömungen innerhalb des Judentums enthält etc. Deswegen gibt es bei uns Artikel der israelischen Friedensbewegung genauso wie die offiziellen Stellungnahmen aus dem Büro von Netanjahu, Wochenabschnitte von Chabad und Ansprachen aus der liberalen Gemeinde. Dass wir damit offensichtlich ganz gut mittendrin liegen, zeigt die Tatsache, dass wir von allen möglichen Seiten angegriffen werden. Wir werden als faschistoide Zionisten und als Antizionisten beschimpft, als Antisemiten genauso wie als Chabadniks... Alles ist dabei.“

Anfangs hatte es finanzielle Unterstützung für dieses einmalige Projekt durch das Bundesministerium für Familie und Bildung gegeben. Dennoch: 2004 strich das seinerzeit Familienministerium die Unterstützergeelder. Es gab zahlreiche Proteste gegen diese offenkundig politisch motivierte Maßnahme. Auch das politische Fernsehmagazin „Monitor“ brachte 2005 einen gutgemachten Beitrag über diesen Geld-Entzug. Ergebnislos. Seitdem erscheint haGalil ohne staatliche Unterstützung.

Der größte unmittelbare Erfolg haGalil datiert vom Oktober 2003: Im Oktober 2003 hält der Fuldaer Bundestagsabgeordnete Martin Hohmann eine Rede, die ihn – wohl eher ungewollt – zu einer Berühmtheit machen sollte: Der Jurist schwadronierte über seine besondere Leidenschaft: Über das „jüdische Tätervolk“. Bereits drei Jahre zuvor hatte er dem Zentralratspräsidenten Paul Spiegel vorgeworfen, „das Klima zwischen den Juden und Nichtjuden in Deutschland“ zu schädigen.

Ein freier Mitarbeiter von haGalil, Klaus Parker sel. A., damals einer der führenden Experten für Rechtsextremismus im Internet, hatte die Rede gefunden. Am 27. Oktober machte Andrea Livnat auf haGalil als erste auf Hohmanns Rede aufmerksam. Drei Tage nach haGalil erreichte Hohmanns Skandalrede die Tagesschau. Wenig später wurde der Bundestagsabgeordnete aus der CDU ausgeschlossen, der Druck war zu groß. Keiner der wohl 10.000 haGalil-Beiträge hat seitdem eine solche Wirksamkeit erreicht.

Im Juli 2014 gab es mit dem Tod von David Gall, Gründer, Herausgeber, Kopf und Seele von haGalil, einen scharfen Einschnitt in der Geschichte haGalils. Andrea Livnat bemerkt: „Die vergangenen zwei Jahre waren sehr schwierig für haGalil, nachdem David erkrankt war. Im Juli 2014 hat er seinen kurzen aber heftigen Kampf gegen den Krebs verloren. Für mich und uns war zwar schnell klar, dass wir weitermachen, aber das ist alles nicht so einfach wie gedacht. So läuft noch nicht alles wieder rund, aber wir bemühen uns.“

Es geht weiter.

Der Provokateur

Tobias Huch steht gegen Salafismus und für Israel ein. Das bringt ihm nicht nur Lob.

Von Richard Diesing

Er provoziert viel und auch gerne. Den Eindruck gewinnt man, wenn man sich seine Facebookseite anschaut. Manche Postings bestehen nur aus kurzen, provokanten Texten wie „Salafistischer Heiratsmarkt. Man nennt es auch: Kinderschänder“, gepaart mit einem Screenshot, der Huchs Text belegen soll. Auf dem Screenshot sieht man dann zum Beispiel den Post einer gewissen „Selma“, die für einen 16-jährigen „Bruder“ aus Berlin eine „Schwester zwischen 15 und 20“ sucht.

Solche Facebookposts, ein oder mehrere Screenshots mit einem kurzen Spruch von ihm, Tobias Huch, kriegen über 1.500 Gefällt mir-Klicks. Sie tragen viel zu seiner Popularität bei. „Das ist nicht beleidigend“, meint Huch. „Es zeigt nur, wie ekelhaft Salafisten über solche Dinge diskutieren. Das hat nichts mit Religion zu tun!“ Er selbst benutzt in seinen Postings vor allem Bilder und kurze Texte. „Ich vermeide politische Floskeln“. Diese würden, so sagt er, nur abschrecken.

Huch verteidigt Israel. Zwar dürfe man Israel natürlich kritisieren, sagt er, „aber man sollte dennoch die Situation im Auge behalten.“ Man solle sich, erklärt Huch, nur einmal die Landkarte anschauen. „Dort ist Israel die einzige Demokratie des Nahen Ostens – neben den kurdischen Gebieten. Es gibt Meinung- und Religionsfreiheit. Jeder darf sich sexuell entfalten.“ Tobias Huch bezeichnet Israel als Garten Eden der Region, dass aus einem Brachland entstanden sei. Um Israel, so sieht es Huch, befinden sich nur Diktaturen, Autokratien und Verbrecherstaaten. Deshalb ist sich Huch sicher: „Einseitige Israelkritik ist nicht seriös, sondern nur deutlicher Antisemitismus.“ Trotzdem sieht er diese einseitige Israelkritik immer wieder auch in deutschen Medien, so auch aktuell: „Es ist erschreckend, wie verzerrt deutsche Medien berichten“, sagt Huch. „Sie reden von toten Palästinensern bei Messerangriffen.“ Huch bemängelt, dass nicht klar genug geschrieben werde, dass diese Palästinenser mit Messern und ähnlichem Juden angreifen und dabei gestoppt würden.

Huchs Interesse für Islamismus begann vor zehn Jahren. Für ihn, so sagt er, sei „der immer stärker werdende politische und dschihadistische Islam eine Gefahr für die freie und zivilisierte Welt.“ Salafismus sei der Gegenpol zum Grundgesetz, behauptet er. Salafismus müsse daher bekämpft werden. Doch der Salafismus scheint nicht kampfflos aufgeben zu wollen. Drohungen kriegt er viele – von allen Möglichen Gruppierungen. „ISIS-Terroristen, Al-Nusra-Terroristen, Salafisten, Hamas-Unterstützern, Neonazis, Grauen Wölfen, Judenhasser“, zählt Huch auf. Sie alle haben ihm schon gedroht. Er nennt sie „Eine hübsche Ansammlung an Pack“. Er selbst hält sich deswegen aber nicht zurück – die Drohungen scheinen ihn nur noch weiter zu bestätigen.

Im August verglich er Erdogan mit Hitler – das Internet tobte. Er wird beschimpft, Videos, in denen mit ihm „abgerechnet“ wird, erscheinen. Wahrgemacht wurde bisher noch keiner der Einschüchterungsversuche. Nur einmal kam es zu einer bedrohlichen Situation. „Ich war mit kurdischen Freun-



Der Mainzer FDP-Mann ist ein „Überzeugungstäter“

den in der Mainzer Südstadt, um eine Currywurst zu Essen“, erzählt Huch. Die Mainzer Südstadt gilt als Szeneviertel. Dort wurde Huch von einem Erdogan-Anhänger angequatscht. „Zuerst stellte er ganz normale Fragen, wurde dann aber immer aufdringlicher. Er war darauf aus, die Situation eskalieren zu lassen.“ Seine Freunde stellten sich damals vor ihn und verhinderten Schlimmeres. Doch nicht immer sind

vor einem Jahr ausgeschlossen. „Wir haben einen sehr guten Kandidaten in Mainz. Außerdem erreicht man die Ziele, die ich habe, auf anderen Ebenen.“ Damit meint er auf lokaler Ebene, oder auf internationaler. Er selbst ist ehrenamtlicher Diplomat für Liberia. „Ich mache derzeit Politik ehrenamtlich und bekomme keinen Cent dafür. Mein Geld verdiene ich als Unternehmer einer IT-Firma.“

sein Unternehmen „ueber18.de“ Jugendschutzsysteme an. Er fährt seinen ersten Porsche und hat, so sagt er, „jeden Tag tausend Mark in der Tasche“. Wenn man Tobias Huch reden hört, könnte man denken, er sei der typische Klischee-FDPLer: Nur an Geld und materiellem interessiert. Doch so ist Huch nicht.

Deutlich wird das bei seinem Prozess gegen Arcor 2005. Dem Prozess ging ein anderer Prozess voraus. Dort verklagte ein Mann Arcor, damit Arcor YouPorn sperrt, weil YouPorn keinen Altersnachweis forderte. Huch wollte das auf die Spitze führen: Er klagte und forderte, dass Arcor Google sperren müsse. Der Prozess war abgesprochen: „Ich hatte vorher mit Arcor telefoniert. Das Gericht ahnte das, konnte es aber nicht beweisen.“ Trotzdem setzte das Gericht eigenmächtig den Streitwert von ursprünglich 5.000 Euro, die von Huch angesetzt waren, auf 250.000 Euro. Huch vermutet, dass das nur geschah, damit es für ihn richtig teuer würde. Letztlich verliert er, hat 20.000 Euro Prozesskosten zu tragen. Trotzdem hat es sich, aus seiner Sicht, gelohnt: „Das Urteil wird bis heute als Grundlage verwendet.“ Ihn selbst kostete der Prozess nicht nur 20.000 Euro: „Als Marktführer im Bereich Jugendschutz wäre ich mit dem ursprünglichen Urteil mehrfacher Milliardär geworden.“

Einen wichtigen Prozess aber verliert er: 2012 verurteilt ihn das Landgericht Koblenz zu einem Jahr und drei Monate Haft auf Bewährung. Er soll Steuern hinterzogen haben. Als Bewährungsaufgabe muss Huch 75.000 Euro zahlen. Er verzichtete darauf, das Urteil anzufechten, mit der Begründung, seine Familie, sein Umfeld und sein Unternehmen schützen zu wollen. Im Gespräch bestreitet er trotzdem weiterhin, niemals Steuern hinterzogen zu haben: Für ihn ist das letzte Wort noch nicht gesprochen.

„ Mit 16 gründet der Idealist bereits seine erste Firma. “

Freunde dabei, die ihn schützen können. Huchs Leben ist durch die stetige Bedrohung eingeschränkt: „Alleine in eine Disko gehen ist unmöglich für mich geworden.“ Auch ins Kino ginge er nur selten, und wenn doch, dann nur in einer größeren Gruppe. Ob man sich da keine Sorgen macht? „Meine Familie ist natürlich besorgt, wird aber auch von mir in die polizeiliche Beratung miteingebunden“, sagt Huch.

Neben Drohungen erhält er für seinen Kampf gegen Salafismus aber auch Zuspruch. Seine Facebookseite hat über 160.000 „Gefällt mir“-Angaben. Nicht schlecht für einen Politiker, der keinen hohen Posten bei der FDP innehat. Einmal, erzählt er, hat er sich für den Bundesvorstand beworben. „Es war extrem knapp. Mir haben sechs Stimmen gefehlt.“ Abgeordnete, die für ihn gestimmt hätten, waren gerade beim Mittagessen. „Die Abstimmung war sehr spontan, so fehlten mir letztlich 30 Stimmen.“ Ärgern tut er sich nicht darüber, oder er will es nicht zugeben. Er sei parteipolitisch gut verdrahtet, so sagt er. Das Verhältnis zu den Großen der Partei sei exzellent. Für ein Bundes-

seine Arbeit: Auch sie war immer politisch geprägt. Immer wieder führte er Prozesse, auch entgegen seinen geschäftlichen Interessen. Aber Huch kann es sich leisten. Schon mit 16 gründet er seine erste Firma – aus der Not heraus. Als auf einmal eine Rechnung von 900 Mark wegen seinen Telefonaten auf dem Küchentisch liegt, brauchte der damals 15-Jährige Geld. Erst trägt er Zeitungen aus, merkt dann aber schnell, dass er der einzige ist, der die Zeitungen brav austrägt und nicht in einen nahegelegenen Wald wirft. Er fängt mit Werbevermarktung an, das Unternehmen lief gut. In der 12. Klasse gerät er mit einem Lehrer aneinander. Sein Altgriechisch-Lehrer sagt zu ihm: „Entweder Sie hören mit der Firma auf oder ich Sorge dafür, dass Sie ihr Abitur nicht kriegen.“ Huch entscheidet sich für das Unternehmen, da hat er schon 12 Mitarbeiter.

Er muss die 12. Klasse wiederholen und ging fortan auf eine Privatschule: Sein Tag besteht aus Schule von 7.30 Uhr bis 16 Uhr. Danach folgt das Mittagessen in der Schule. Um 17 Uhr geht Huch in die Firma. Dort arbeitet er meist bis um 1 Uhr nachts. Mit 18 bietet

Dann sind Sie nicht mehr meine Mutti!

Mein Austritt aus der phlegmatischen Merkel-CDU

Von Adam Elnakhal

Gehen wir zunächst zurück in den November des Jahres 2005: Damals war ich kleines, dummes Ding gerade einmal 14 Jahre jung als wir in der Schule das Vereidigungszeremoniell der ersten deutschen Bundeskanzlerin im Fernsehen verfolgten. Über die blonde Frau, die damals im Bundestag die Hand zum Eid erhob, wusste ich kaum etwas. Um genau zu sein wusste ich nicht einmal wofür die Abkürzung CDU steht. Ehrlich gesagt, war es mir auch egal. Aber ich war damals richtig stolz, dass ich eine solche Zeitenwende bewusst miterleben durfte. Für mich war es nach dem 11. September 2001 als Negativzäsur eine Positivzäsur am 22. November 2005 die Vereidigung der ersten Bundeskanzlerin mitzuerleben. Meine Bewunderung galt einer Frau, die es als wiederverheiratete Geschiedene und ostdeutsche Protestantin geschafft hat in der – damals doch noch sehr westdeutsch-katholisch geprägten – konservativen Volkspartei in das de facto wichtigste Amt in der Bundesrepublik Deutschland zu gelangen und alle Männer in dieser Männerpartei zu überholen.

Für mich war der 22. November 2005 das Datum, an dem die Demokratie in Deutschland ihren vorläufigen Gipfelpunkt erreicht hat. Nun war denkbar, was in der Adenauer-Ära (bei all meiner Bewunderung für ihn) undenkbar gewesen wäre. Von nun an war bewiesen: In Deutschland entscheidet selbst nicht mehr bei den Konservativen der Phallus über die Vergabe von Spitzenpositionen. Ich war heilfroh, dass der Zigarren-Macho Schröder aus dem Bundeskanzleramt ausziehen musste und stattdessen einer ruhigen, sympathischen Frau Platz machen musste.

Ja, Frau Merkel war die Heldin meiner Jugend. Für mich war sie der höchste Sieg über Hitler. Auf jenem Erdboden, wo einst der Tyrann herlief und sein krankes Frauenbild verbreitete, lief nun eine weibliche Demokratinnen und gab Deutschland ein freundliches Lächeln.

Im April 2011 – ich stand kurz vor meinem 20. Geburtstag und den Abiturklausuren – war es dann so weit: Ich trat der CDU bei. Rasch wurde ich zu einem begeisterten und aktiven Mitglied. Wann immer ich in meiner Freizeit konnte und gerufen wurde, habe ich gerne in und für diese Partei (ehrenamtlich) gearbeitet. Es war eine Mitgliedschaft aus Überzeugung. Die CDU war für mich die Partei, welche die Freiheit des Einzelnen ernsthaft schützen wollte und die den nachfolgenden Generationen keinen Schuldenberg aufdrücken wollte. Und es war für mich eine Partei, die für die christlich-abendländischen Werte stand. An der Basis bin ich stets auf engagierte und herzliche Menschen getroffen. Viele Freundschaften entstanden und insbesondere nach meinem Auszug aus dem Elternhaus wurde die CDU für mich so etwas wie eine Art „Ersatzfamilie“. An einem Freitagabend im September 2011 war für mich ein besonderer Moment gekommen: Sie, die mächtigste Frau der Welt, marschierte in der Dortmunder Westfalenhalle zwei Meter neben meinem Zuschauerplatz zum Podium. Ich, ein unbedeutender Bundesfreiwilligendienstleistender in der sozialen Betreuung eines Altenheimes, durfte die mächtigsten Frau auf diesem Globus hautnah sehen.



Für was steht diese Frau eigentlich?

Während des Bundestagswahlkampfes 2013 erreichte meine Mitgliedschaft ihren Höhepunkt und Zenit. Am Wahlabend war meine Freude groß über den langen schwarzen Balken. Doch die Enttäuschung über den Nichteinzug von FDP und AfD war mindestens ebenso groß. Es kam bekanntlich zur Großen Koalition. Doch größer als die Enttäuschung über das Scheitern der FDP war die Aufgabe von wichtigen Wahlkampfzielen seitens der CDU, seitens der Parteivorsitzenden und Bundeskanzlerin. Der Preis für die dritte Kanzleramtszeit schien mir zu hoch. Das Bild von Frau

Israelfeindliche Plakate wurden hochgehalten. Mir war noch nie so unwohl gewesen wie an jenem Hochsommernachmittag. In mir kochte die Angst und die Wut. Ich entfernte mich schnell von dem tobenden Mob und schlenderte grübelnd durch die Innenstadt: Wo sind die engagierten Bürger, die sich mit israelischen Flaggen dem Hass auf die einzige freie Demokratie im Nahen Osten entgegenstellen? Wo sind die Israelflaggen an den Flaggenketten in der Innenstadt, wenn dort auch nordkoreanische Flaggen hängen? Wo sind die politischen Parteien in diesem Staate? Wo sind die Spitzenpo-

„ Im Herbst 2014 traf sich die Hagener Unionsabgeordnete Cemile Giousouf mit den Islamextremisten von „Millî Görüş“.

Merkel bekam Risse. War sie wirklich die liebe Mutter, die hinter ihren Überzeugungen steht? Welche Überzeugungen hatte sie überhaupt?

(M)Ein Schlüsselerlebnis war am 12. Juli 2014, einem wunderschönen Sonnensonnabend. Ich fuhr in die Dortmunder Innenstadt, stieg am Hauptbahnhof aus und ging zum Südausgang in Richtung Katharinentreppe. Noch im Bahnhofsgelände erschrak ich. Oben auf der Katharinentreppe stand eine Masse von aggressiven Demonstranten mit Palästina-Flaggen, der saudi-arabischen Flagge und der Flagge der Hamas. Langsam näherte ich mich der Katharinentreppe. „Kindermörder Israel“ wurde gerufen.

litiker, für die das Existenzrecht Israels angeblich eine Staatsräson ist und die deutsch-israelischen Beziehungen besondere Bedeutung haben?

Da sich die Demonstrationen nicht auf Dortmund beschränkten, las ich wenig später von den Vorfällen in anderen westdeutschen Großstädten. Ich las von den Genozidaufrufen „Hamas, Hamas, Juden ins Gas!“ und dem Auslöschungskriegsaufruf „Tod, Tod, Israel!“. Es war schlimm, dass so etwas sieben Jahrzehnte nach dem NSDAP-Terror wieder auf deutschen Straßen zu hören war und „Pro-Gaza“-Demonstranten in manchen Städten sogar Material von der Landespolizei zur Verfügung gestellt bekamen.

Und im politischen Deutschland? Dort war es totenstill. Es war als hätte man eine Stecknadel fallen lassen hören. Niemand wollte sich äußern. Die gesamte folgende Woche rührte sich diesbezüglich nichts aus dem Kanzleramt.

Konsequenzen aus dem Sommer 2014 folgten nicht. Nein, stattdessen wurde weiterhin ein haarsträubendes Appeasement gegenüber dem Islam an den Tag gelegt. Es gab immer wieder Berichte über türkische Extremisten in der CDU. Im Herbst 2014 traf sich die Hagener Unionsabgeordnete Cemile Giousouf mit den Islamextremisten von „Millî Görüş“.

Auf den Terrorwinter folgte der Griechenland-Sozialismus-Lenz und schließlich der Sommer 2015. Eine bis dato für das postmoderne Europa ungekannte Flüchtlingswelle „überraschte“ vor allem den Balkan und die Bundesrepublik Deutschland. Frau Merkel und der sie umgebende Beraterstab waren leider nicht in der Lage zu erkennen, dass dringendes Handeln geboten war und dass man der harten Wahrheit ins Auge schauen muss: Deutschland wird es so nicht schaffen, sondern im Chaos versinken.

Nein, Frau Merkel sah es nicht oder wollte es nicht sehen, und als das Chaos immer größer, die Bürger immer wütender und die Berichte aus den Unterkünften immer haarsträubender wurden, pasierte: So gut wie nichts!

Doch statt Problemanalyse und Problemtherapie wurde eine Parole à la System-SED ins Leben gerufen: Wir schaffen das! Die Durchhalteparole wurde zum neuen Staatsmantra. Blieben die Herbsttemperaturen doch sehr mild, kühlte sich die innenpolitische und gesellschaftliche Stimmung in Deutschland erheblich ab.

Immer öfter erhielt die Bundeskanzlerin Warnungen von Menschen wie der Frauenrechtlerin Sabatina James, die ihre Wohnorte und ihre richtige Identität im freien und kunterbunten Europa des dritten Jahrtausends geheimhalten muss. Auch Josef Schuster warnte vor einem Erstarken des Juden- und Israelhasses durch die muslimischen Flüchtlinge.

Doch anstatt die Probleme anzugehen, fliegt diese Bundeskanzlerin weiter in der Weltgeschichte umher, und es scheint als pralle jegliche Kritik an ihrem hohen Teflon-Thron ab.

Mein Schlaf wurde weniger. Meine Sorgen wurden größer. Jeden Tag wurden meine Sorgen größer. Nur mein schlechtes Gewissen konnte ich beruhigen – mein schlechtes Gewissen, dass ich durch meine Unterstützung für diese Bundeskanzlerin die Ausbreitung des Islamischen Staates unterstütze und die Probleme hierzulande ignoriere.

Anfang November war es so weit: Ich erklärte ich den sofortigen Parteiaustritt.

Für Frau Merkel, für die CDU/CSU, für die politische Mitte in diesem Lande und für uns alle hoffe ich, dass sich das Merkelmotto „Wir schaffen das!“ bewahrheiten wird und ich mich momentan völlig irre. Doch momentan sagen mir Gefühl und Verstand – Kopf und Herz – etwas anderes...

Es bleibt mir ein Rätsel, wie man so blind sein kann... Aber (politische) Blindheit ist in der Weltgeschichte und im Besonderen ja auch in der deutschen Geschichte kein unbekanntes Phänomen.

„Geschichte wiederholt sich nicht, aber sie reimt sich.“ – Mark Twain

Von Nikoline Hansen

Die DITIB und die Juden

Die staatliche Religionsbehörde der Türkei hetzt gegen Juden

Die „Türkisch-Islamische Union der Anstalt für Religion e. V.“ (türkisch „Diyane İşleri Türk İslam Birliği“ kurz: DITIB) ist ein in Deutschland aktiver Verein, der direkt dem türkischen Staat unterstellt ist. Als solcher versteht er sich in Deutschland federführend als Ansprechpartner in religiösen Dingen für die aus der Türkei nach Deutschland eingewanderten Menschen sowie insbesondere auch für die in Deutschland lebenden türkischen Staatsbürger.

Diese Zentralisierung bietet Chancen und Risiken – immerhin geht es darum zu verstehen, weshalb der Islam in Deutschland inzwischen soweit Fuß gefasst hat, dass er zu einem Politikum wurde und es geht darum, eine Form des Zusammenlebens zu finden, die mit unseren freiheitlichen demokratischen Grund- und Menschenrechten, die Religionsfreiheit einschließen, vereinbar ist. Es geht also auch um das Aushandeln der Inhalte, die vermittelt werden. Und es geht, wie schon im 18. Jahrhundert in Gotthold Ephraim Lessings „Nathan der Weise“, um Toleranz und Miteinander. Soweit die Theorie.

Die offizielle Webseite der DITIB (www.ditib.de) gibt sich daher auch fast schon anbiedernd staats- und grundgesetzkonform. Man verurteilt die Anschläge in Paris, man verurteilt den Brandanschlag auf die Synagoge in Wuppertal, man weist allerdings auch auf vermeintliche Missstände und Diskriminierungen hin, es gibt einen Hinweis zur Organisation der islamischen Wohlfahrtspflege und eine Pressemeldung vom 27. Oktober 2015 mit dem Titel „Muslimische Jugend – friedliche Zukunft“.

Unter der Überschrift „Gerechtigkeit und Menschenrechte im Islam“ unternimmt diese offizielle Webseite der DITIB auch eine Interpretation des Koran: „Allah ist Einer und euer Stammvater (Adam) ist einer. Ein Araber ist nicht besser als ein Nicht-Araber, und ein Nicht-Araber ist nicht besser als ein Araber, und ein roter Mensch ist nicht besser als ein schwarzer Mensch und ein schwarzer Mensch ist nicht besser als ein roter Mensch...“ und weiter: „Die Gerechtigkeit wird unerlässlich befohlen: „...Und der Hass gegen eine Gruppe soll euch nicht (dazu) verleiten, anders als gerecht zu handeln. Seid gerecht, das ist der Gottesfurcht näher...“ (Koran, 5:8)“

Soweit zur offiziellen deutschsprachigen Information, offensichtlich an die deutsche Öffentlichkeit gerichtet, und soweit die Theorie. Wie sieht es aber auf der anderen Seite aus? Und – auch noch einmal vorsichtig gefragt, was bedeutet in dieser religiösen Auslegung eigentlich „gerecht“?

Dass nicht nur in der arabischen Welt sondern auch in der durch Mustafa Kemal Atatürk bewusst laizistisch geprägten Türkei – bis heute ist der 1937 zum Staatsprinzip erklärte Laizismus in der Türkei Verfassungswirklichkeit – im Namen des Islam Menschen ausgegrenzt und verfolgt werden, zeigt nicht nur die Behandlung der Christen in der Türkei, sondern auch die der Juden, die zunehmend antisemitischen Anfeindungen ausgesetzt sind und bereits seit Jahren kontinuierlich die Türkei verlassen. Zugespielt hatte sich die Lage spätestens mit der federführenden Beteiligung der Türkei am „Ship-to-Gaza-Konvoi“ mit der „Marvi Marmara“ im Mai 2010 und dem ebenfalls 2010 produzierten türkischen Propagandafilm „Tal der Wölfe Palästina“, der am 27. Januar 2011 seine Deutschlandpremiere hatte – ein Datum, das sicher nicht von ungefähr gewählt war, da es der seit 1996 in der Bundesrepublik Deutschland gesetzlich verankerte Tag des Gedenkens an die Opfer des National-

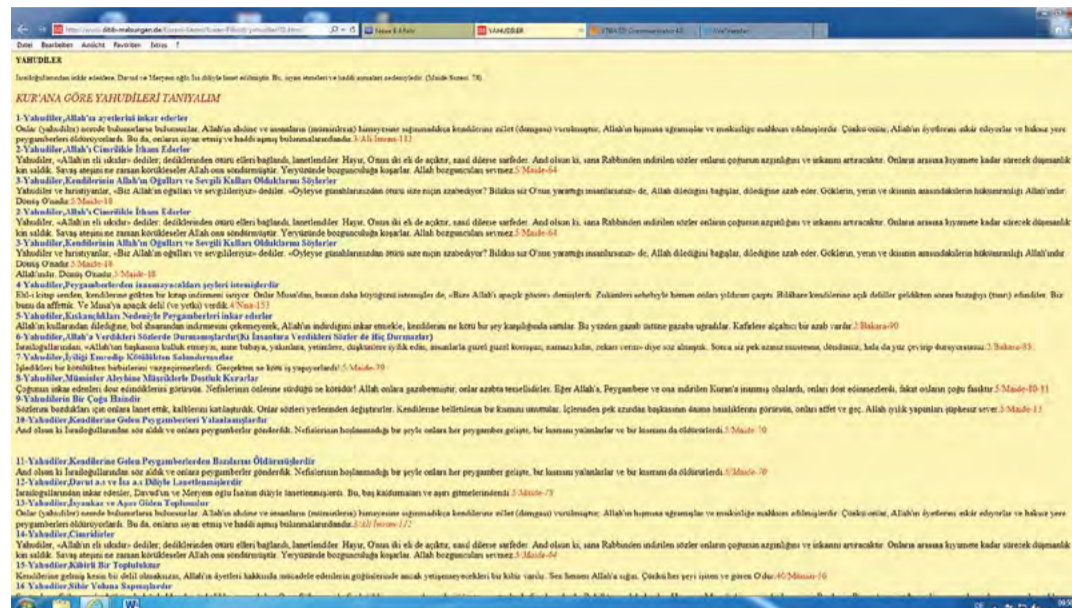
sozialismus ist. Die Aufführung des Films führte zu Protesten, da es sich um einen perfiden anti-israelischen Propagandafilm handelt, der dazu geeignet ist, Hass gegen

auf einer Seite der deutschen DITIB verbreitet werden, einer mit dem türkischen Staat und auch der AKP eng verbundenen islamischen Gemeinschaft, die sich

dazu geführt, dass die Webseite inzwischen offline ging. Damit ist das Problem allerdings nicht aus der Welt.

Abgesehen davon, dass die Seite über das Archiv noch zugänglich ist, stellt sich die Frage, wie die Betreiber überhaupt auf die Idee kommen konnten, solche Inhalte ganz selbstverständlich in Deutschland zu verbreiten. Es kann nicht angenommen werden, dass eine religiöse Gruppe, die ernsthaft versucht in Deutschland Fuß zu fassen, Hass schürt und die Ausgrenzung einer anderen Religion in Deutschland Fuß in ihren Handlungsmittelpunkt stellt.

Muslimische Jugend – friedliche Zukunft? Wenn wir tatsächlich eine friedliche Zukunft wollen, dürfen wir uns eine solche Hetze nicht gefallen lassen. Die DITIB wäre gut beraten, sich nicht nur vom Terrorismus sondern auch von dieser Art der



Protest rührte sich erst nachdem dieser Text ins Deutsche übersetzt wurde

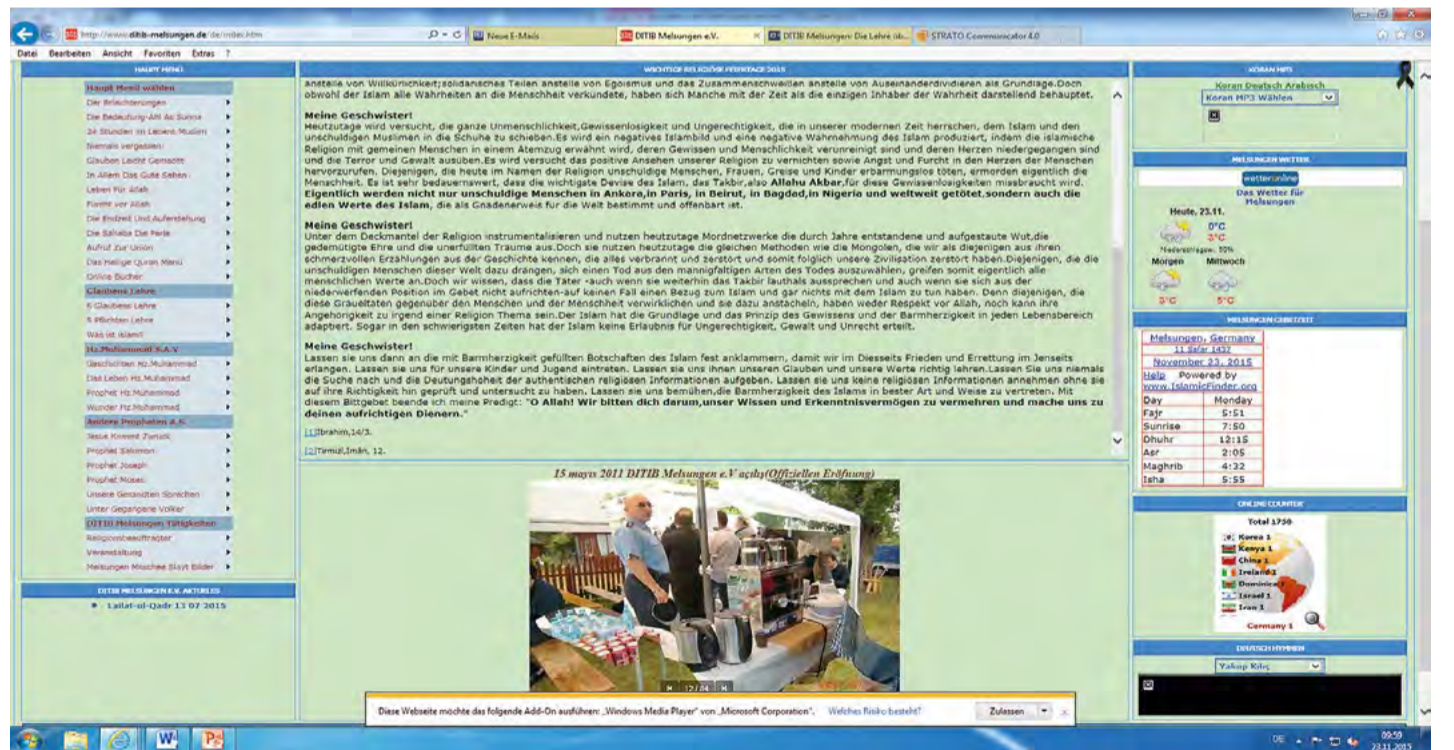
Israel und alle Juden zu schüren, die sich Israel verbunden fühlen.

Seither waren die türkischen Versuche der anti-israelischen Stimmungsmache in Deutschland zumindest offiziell nicht mehr besonders laut zu hören, wenn sie auch ganz sicher nicht verstummt waren. So ist es also nicht verwunderlich, dass ausgerechnet in einer mittelalterlichen hessischen Kleinstadt auf der Webseite des ortsansässigen DITIB-Verbands unter der Überschrift „Yahudiler“ (zu Deutsch „Juden“) eine Aufzählung veröffentlicht wurde, in der Juden 30 nicht gerade freundliche Attribute zugeordnet werden.

darum bemüht, in Deutschland offiziell als Religionsgemeinschaft anerkannt zu werden und die darauf ausgerichtet den Dialog mit der deutschen Politik führt, ist ein Skandal. Er zeigt davon, dass man sich mit dieser Art von Aussagen mittlerweile auf der sicheren Seite wagt – sei es, weil man meint, dass türkischsprachige Texte in Deutschland nicht interessieren, sei es, weil Antisemitismus in gewissen Kreisen zum guten Ton zu gehören scheint.

Indes haben sich die Webseitenbetreiber bislang getäuscht. Die brisante Dissonanz, die sich gerade im Hinblick auf die Attentate in Paris – die von der DITIB einhellig

Religionsauslegung in den deutschen Moscheen, die in ihrem Namen betrieben wird, zu distanzieren. Dabei darf es nicht nur bei Lippenbekenntnissen auf Internetseiten für die deutsche Politik bleiben. Wichtiger ist die Vermittlung von Toleranz und Verständnis für alle anderen Religionen in Deutschland auch im religiösen Alltag der Muslime. Noch gehört das Judentum dazu, auch wenn es in den Integrationsklassen nicht mehr erwähnt wird. Wir dürfen in Deutschland keine Angst vor der Konfrontation mit der muslimischen Gesellschaft haben, sondern müssen offensiv daran



Keine Fähigkeit zur Selbstkritik und völliges Ausklammern der vielen kriegerischen Elemente im Koran auf der Seite der DITIB Melsungen

So heißt es dort unter anderem: „Die Juden predigen Gutes, aber hören nicht auf Böses zu tun.“ „Die Juden sind gemein/niederträchtig.“ „Juden sind geizig.“ und „Juden brechen Versprechen/Verträge.“ – Aufzählungen aus der Koran Sure al-Ma'ida, Vers 78. Im Internet gibt es reichlich Zeugnis darüber, welche Eigenschaften die „Kinder Israel, die ungläubig waren mit David und Jesus“ aus Sicht einer bestimmten islamischen Ausrichtung prägen. Dass diese volksverhetzenden, aus dem Mittelalter stammenden Zuschreibungen aber im Jahr 2015 ausgerechnet

offiziell verurteilt werden – durch den hetzerischen Inhalt der Webseite ergibt, hat dazu geführt, dass die Verbreitung an dieser Stelle erstmal eingestellt wurde. Der Politiker Tobias Huch hat, wie er auf Facebook am 23. November mitteilte, Strafanzeige gegen „Erdogans Religionsverein“ wegen Volksverhetzung erstattet. Derweil liest man auf der Webseite auf Türkisch, dass sie derzeit nicht erreichbar sei und man sich an den Systemadministrator wenden möge, wenn man es für ein technisches Problem halte: der massive öffentliche Druck hat also offensichtlich

arbeiten, dass antisemitische Stereotype in Deutschland keinerlei Verbreitung finden – auch nicht unter dem Deckmantel der Religionsfreiheit. Das Judentum gehört zu Deutschland – das muss allen Menschen, die hier leben wollen, deutlich gemacht werden. Die Verunglimpfung von Juden und die Verbreitung von antisemitischen Stereotypen nicht. Es gilt in dieser Hinsicht Klarheit zu schaffen, allen Versuchen der Erziehung zum Hass Einhalt zu gebieten und eindeutige Stellung zu beziehen. In dieser Hinsicht dürfte noch eine Menge Arbeit zu leisten sein.

Selbstkritik? – Nein danke!

Aiman Mazyeks Erklärungsversuche für den Terror

Monika Winter

Am 15. November 2015 veröffentlichte der Deutschlandfunk ein Interview mit Aiman Mazyek, Vorsitzender des Zentralrates der Muslime in Deutschland.

Darin äußerte er, dass die Willkommenskultur weiter aufrecht erhalten bleiben müsse. Sie sei der größte Feind der Terroristen, die Zwietracht säen wollten. Die Menschen seien schließlich vor dem Terror geflüchtet. Ein völlig falsches Signal sei es, den Familiennachzug stoppen zu wollen. Die Integration der jungen Männer werde viel einfacher sein, wenn Familien nachzögen, mahnte Mazyek.

Leider ist die Realität nun doch eine andere, viele – aber nicht alle – Flüchtlinge sind vor Terror geflüchtet. Es kamen auch viele Flüchtlinge aus den Staaten des Westbalkans: dem Kosovo, Albanien, Serbien und Mazedonien. Diese Menschen entfliehen nicht dem Terror, sondern der Armut. Sie vermuten, dass es sich in Deutschland besser leben lässt. Als Asylgrund wird es voraussichtlich nicht gelten, dennoch sind sie erst einmal hier.

Nach einer Statistik des „Bundesamtes für Migration und Flüchtlinge“ für Deutschland für den Zeitraum vom 1. Januar bis 31. Oktober 2015 waren die 10 zugangstärksten Herkunftsländer Syrien mit 53,5 %, gefolgt von Albanien, Irak, Afghanistan, Eritrea, Ungeklärt, Pakistan, Serbien, Mazedonien und Staatenlos. „Ungeklärte“ und „Staatenlose“ wussten also auch von der deutschen Willkommenskultur.

Prognosen gehen momentan (November 2015) davon aus, dass dieses Jahr etwa 1 Million Menschen in Deutschland einen Asylantrag stellen werden, fünfmal so viel wie im Jahr 2014. Nun wünscht sich Herr Mazyek den Familiennachzug, der auch ein brennendes Streitthema in der Politik ist. Wie viele werden es sein? Dazu gibt es verschiedene Berechnungen, jedoch wird das Thema unterbunden und eine Diskussion durch die Öffentlichkeit als Panikmache abgelehnt.

Deshalb ersparen wir uns auch die Rechnerei, wobei man kein Mathematiker sein muss, um zu erahnen, wie viele Menschen das zusätzlich wären. Der Familiennachzug ist ja auch nicht so einfach zu unterbinden, dazu bedürfte es auch, beispielsweise die Syrer nicht mehr automatisch als Flüchtlinge im Sinne der Genfer Konvention anzuerkennen. Allerdings sind die syrischen Flüchtlinge die wirklichen Opfer von Gewalt und benötigen auch sicherlich unsere Hilfe. Dennoch ist das Argument von Herrn Mazyek, dass die Integration der jungen Männer einfacher werde, wenn Familien nachzögen, wohl eher als Witz zu werten, denn die Integration hat ja bisher in Frankreich, Belgien, Großbritannien und Deutschland so „fabelhaft“ geklappt.

Nach Ansicht von Mazyek haben die Terroristen den Koran missbraucht, um Macht und Gewalt auszuüben. Sie führten Krieg gegen die Menschlichkeit und damit auch direkt gegen den Islam. Manch einer müsse aufgeklärt werden, dass nicht der Zweck alle Mittel heilige. Weiter führt er aus, es tue weh zu sehen, dass Deutschland auch Exporteur von Terroristen im Nahen Osten ist. Das tue weh, aber es tue dann

gleichermaßen weh, wenn es in der Diskussion dann heißt: „...Wo haben die muslimischen Moscheen versagt? Es gibt da durchaus Versagen, ja, aber es ist ein gesamtgesellschaftliches Versagen. Diese Kinder, diese Jugendlichen, diese Kinder, sie sind auch in deutsche

einer Religion oder Weltanschauung eigens ist, sondern es findet leider immer wieder auch woanders statt...“ Die anderen sind auch schlimm. Wir müssen uns nicht hinterfragen. Nicht uns und schon gar nicht unsere Religion.

Die islamischen Verbände und der

nem Stein sucht. Und dieser Stein wird rufen: Komm herbei! Dieser Jude hat sich hinter mir versteckt! Töte ihn!“ Da kommen Erinnerungen an die Charta der Hamas hoch, die auch immer noch Bestand hat.

Zwischen den muslimischen Ver-



Weniger als 1 Prozent der Moslems in Deutschland werden durch ihn repräsentiert. Dennoch wird er von deutscher Seite immer wieder als „Repräsentant“ behandelt.

Schulen gegangen, sie sind zum Teil in nicht-muslimischen Elternhäusern aufgewachsen, sie haben gleichermaßen wie jeder andere eine Sozialisation in Deutschland erhalten, also müssen wir uns alle an die Nase packen, was haben wir falsch gemacht, dass Deutschland Exporteur von Hunderten von sogenannten Dschihadisten, die im Nahen Osten kämpfen? ...“

Diese Aussage lässt die Glocken läuten, denn damit gibt er Deutschland letztlich Mitschuld am Terrorismus. Mazyek hat wohl vergessen zu erwähnen, wer denn die Jugendlichen in Deutschland verführt hat, damit diese in den Dschihad ziehen. Sicherlich keine Buddhisten. Mit welcher Religion sind sie denn in Berührung gekommen? Dazu äußert er sich nicht.

Der Journalist Detjen weist in dem Interview darauf hin, dass auch Terroristen und Hassprediger sich auf den Koran beziehen und Textstellen im Munde nehmen, in denen aufgerufen wird, die Ungläubigen zu töten und den sozialen Kontakt mit Ungläubigen zu vermeiden.

Auf die Frage wie er denn diese Passagen verstehen würde, antwortet Aiman Mazyek: „...So, wie in 1400 Jahren die allermeisten Muslime und Gelehrten es lesen. Nämlich nicht so wie die Terroristen und diesen Missbrauch, den gibt es ja auch in anderen Religionen oder in anderen Weltanschauungen leider. Und das ist immer wieder zu sehen, dass Menschen versuchen, über eine Religion oder über Dinge, die Menschen heilig sind, zu instrumentalisieren, einen Missbrauch vorzunehmen und Macht auszuüben, um Gewalt auszuüben. Das ist etwas, was nur nicht in

Zentralrat der Muslime haben sich deutlich von Terrorakten durch Islamisten distanziert. Auf dem Internetportal „Achse des Guten“ weist Rainer Grell, Leitender Ministerialrat a.D. im Innenministerium von Baden-Württemberg am 18. November 2015 darauf hin, dass in der Geschäftsordnung des Koordinierungsrates der Muslime in Deutschland, zu dem sich die vier Dachverbände DITIB, VIKZ, Islamrat und ZMD zusammengeschlossen haben heißt: „Koran und Sunna des Propheten Mohammed bilden die Grundlagen des Koordinierungsrates.“ Hier findet sich z.B. auch die verbindliche Anweisung für jeden strenggläubigen Muslim, wie beispielsweise der Hadith: „Ihr werde die Juden bekämpfen, bis einer von ihnen Zuflucht hinter ei-

bänden herrscht scheinbar auch keine Einigkeit, Mazyek liebe Alleingänge, wurde im Januar 2015 in verschiedenen Medien berichtet, als eine Trauerfeier vor dem Brandenburger Tor nach den Anschlägen auf „Charlie Hebdo“ und den Koscherladen in Paris stattfand.

Wenn die muslimischen Verbände und der Zentralrat der Muslime sich schon untereinander nicht grün sind, fragt es sich allerdings, wie sie glaubhafte Ansprechpartner sein wollen. Wenn Koran und Sunna des Propheten Mohammeds immer noch die Grundlagen des Koordinierungsrates bilden, fragt es sich, wie Vertrauen gebildet werden soll.

Wir belassen es mit einem lateinischen Sprichwort:

Fide, sed cui, vide!

Traue, aber achte darauf wem.

Sie interessieren sich für die „Jüdische Rundschau“, möchten sie aber aus bestimmten Gründen nicht abonnieren. Deswegen haben Sie die Zeitung ab und zu im Zeitungskiosk gekauft. Aber Sie laufen nicht gerne zum Zeitungskiosk oder finden da die Zeitung nicht immer. Möglicherweise ist Ihre Beweglichkeit begrenzt oder Sie möchten es lieber bequem...

DANN HABEN WIR EIN TOLLES ANGEBOT FÜR SIE!

Sie können auf unserer Website www.juedische-rundschau.de die aktuelle Ausgabe der „Jüdischen Rundschau“ bestellen und online bezahlen. Die Zeitung wird innerhalb von 24 Stunden nach Bestellung und Bezahlung an Sie verschickt und kommt direkt zu Ihnen per Post in einem neutralen Briefumschlag.

Tamuti! – Stirb!

Juden sind in Israel bisweilen schlechter gestellt als Araber (Zweiter Teil)

Von Ulrich Becker

Und jetzt? – Die genozidalen Ausmaße dieser Angriffe sollten klar sein. Dass es so nicht weitergehen kann, sollte klar sein. Aber wie? Hier ist man bei der großen Frage, wie man diese Art von Terror bekämpfen, eindämmen, verhindern soll.

Israel versucht es erst einmal mit dem Üblichen: Mehr Polizisten, härteres Vorgehen, verschärfte Gesetze gegen Steineschmeißen und Molotowcocktails, Entzug von staatlicher Unterstützung für Eltern von Terroristen usw.

Anfangs soll der Inlandsgeheimdienst auch versucht haben, Jugendliche, die ihre Tat im Internet ankündigen, aufzuspüren und zu vernehmen, aber nach israelischen Medien soll es momentan täglich tausende solcher Ankündigungen geben. Tausende Jugendliche, die ankündigen, morgen Juden zu töten. Man hat ihre Namen und Identitäten, und was jetzt?

Es sollte klar sein, dass der israelische Sicherheitsapparat, der bis jetzt auf eine ganz andere Art von Terror ausgerichtet ist, hier an seine Grenzen kommt.

Was soll er machen? Jeden Tag Tausende muslimische Jugendliche festnehmen und verhören – angenommen man hätte dafür genügend Personal? Moslems komplett den Zutritt zur Jerusalemer Altstadt verwehren? Juden und Moslems trennen? Sicher würden die Angriffe zurückgehen, aber lässt sich das vertreten?

Auch die kurz in der Politik aufgekommene Forderung nach einer Operation Schutzwand II (ähnlich Operation Schutzwand am Ende der zweiten Intifada, die den „palästinensischen Selbstmordbombenterror“ effektiv beendete) ist sinnlos. Diese Operation ist effektiv gegen Terrorgruppen, die einen Rückzugsraum haben (wie damals durch Oslo geschaffen), die eine Struktur haben, eine Adresse, Bombenwerkstätten, Waffenlager usw. Hier aber ist es der Nachbar von nebenan, der sich am Abend Hamas-, PA oder ISIS-Videos auf Facebook ankuckt und am Morgen das Messer aus der Küche nimmt und zum Judenmord loszieht, akzeptierend, dass er ziemlich sicher ein Schahid werden wird. Keine Armeeoperation kann das verhindern.

Gründe?

Die Frage nach dem Verhindern der Anschläge fällt immer wieder darauf zurück, wo man die zu Grunde liegenden Motivationen der Terroristen ausmacht, was die Quelle ihres abgrundtiefen Hasses ist.

Die Linke vertritt nach wie vor – auch wenn es entgegen der Faktenlast immer schwieriger wird –, dass die muslimischen Terroristen Menschen sind wie du und ich, sie wollten bloß in Würde und Wohlstand leben oder auch ihren nationalen Traum verwirklichen. Alles, was sie daran hindert, ist „die Besatzung“, die sie nicht in ihrem eigenen Staat leben und prosperieren lässt und der Frust darüber, dass sie den nicht schon haben bzw. dass es nicht vorgeht. Das Verlieren der Hoffnung dieses Ziel zu erreichen wird immer wieder genannt als Begründung ihrer terroristischen „Verzweiflungstaten“.

So berichtet uns z.B. Christian Wagner auf tagesschau.de via einer israelischen Stimme über „die Frage nach den

Ursachen der Gewalt. Die Palästinenser mit israelischem Pass erleben tägliche Diskriminierung. Viele Bewohner im arabischen Ostteil Jerusalems können derzeit ihr Stadtviertel nicht verlassen. Und die Palästinenser im Westjordanland leben mit Militär-Checkpoints und Soldaten, die mitten in der Nacht im Schlafzimmer stehen. Und – nach tödlichen Überfällen auf jüdische Siedler – auch mit deren Rache.“

Davon abgesehen, ob die Darstellungen hier korrekt sind, sind alle die hier aufgezählten „Ursachen“, keine Ursachen, sondern Reaktionen auf die Gewalt der „Palästinenser“, bis auf eins: die „tägliche Diskriminierung“.

Und hier, denke ich, hat Herr Wagner

vor Ort. Moscheen machen das ungehindert, zu allen Decibels, zu allen Zeiten, überall.

Machen Juden eine lärmende Hochzeit nach 23.00 Uhr, kommt ebenfalls meist die Polizei und noch eher, falls auf der Hochzeit mit Schusswaffen und scharfer Munition zu aller Freude geschossen werden sollte – bei Arabern ist das Teil der Kultur. Es ist per Gesetz verboten ist – na und?

Das Gleiche gilt für Baurechtsverletzungen, Verweigerung von Kommunalsteuern, dem Zeigen von Terrorflaggen, wie der Hamas, Terrorpredigten in israelischen Moscheen, dem für israelische Bürger verbotenen Betreten von A-Gebieten und natürlich auch für den

sagt, dass es ein Gesetz für Juden und eins für Araber gibt. „Ja, Araber dürfen das. Juden nicht, und für die wäre es ja auch zu gefährlich.“

Aha. Und man sehe sich die unzähligen Videos an, wo man israelischen Sicherheitskräfte von Grenzschutz oder Armee in ihren Jeeps in einen Hagel von Felsbrocken kommen sieht und wie sie dann Reißaus nehmen, oder wie sie formulieren „keine Eskalation verursachen“ wollen. Ständig sehe ich „geschlagene“ Armeejeeps auf den Straßen, voller Beulen und explodierter Farbbomben – ein fahrendes Zeichen der Politik des „Ertragens“.

Auf den Stadtverwaltungen von arabischen Ortschaften wehen keine isra-



JACK GUEZ / AFP

Herzog weiß auch nicht so recht was tun. Vielleicht einfach mal so Land abgeben?

einen entscheidenden Punkt gefunden, der auch in Gesprächen mit Israelis immer wieder auftaucht: Ja, die Diskriminierung, die ungleiche Behandlung vor dem Gesetz von Arabern und Juden könnte einer der Gründe sein für die derzeitigen muslimischen Gewaltexzesse, denn in Israel gibt es in vielen Dingen zweierlei Recht: Eins für Juden und eins für Araber, bzw. zwei Arten ein

Angriff von Polizisten oder Armeefahrzeugen. Das Zerstechen eines Armeejeep-Reifens durch einen radikalen Siedler dagegen, oder ein anti-arabisches Graffiti löst sofort eine Inlandsgeheimdienst-Fahndung aus.

Ich fragte einen Offizier vor Ort warum arabische israelische Staatsbürger mit gelben Nummernschilder ungehindert in die A-Gebiete fahren dürfen,

elischen Fahnen, auch wenn dies das Gesetz mit Androhung von Freiheitsstrafen verlangt, usw.

Der Staat Israel hat so effektiv den muslimischen Arabern unter seiner Verwaltung über Jahre beigebracht, dass sie dem „jüdischen Gesetz“ nicht verpflichtet sind, und dass z.B. das Steinwerfen auf Armeejeeps geduldet wird. Welche Botschaft wird hier vermittelt? Wo ist die rote Linie? Sie ist verwischt. Wer ungestraft und ungeahndet Steine auf Armee- und Polizeifahrzeuge wirft, wird da sicherlich nicht bei Zivilisten zurückschrecken.

Nach dem wiederholten Steinanschlag bei Tkoa in der letzten Woche, u.a. mit versuchtem Lynch einer jüdischen Frau, die von Vermummten fast aus dem Auto gezerrt wurde, bis Passanten in die Luft schossen, begab ich mich (übrigens in netter Begleitung „der Siedlerin“ Chaya Tal) zu einer Demo vor den Eingang von Beit Sachur, des arabischen Ortes, aus dem die Täter kamen. Der regionale Befehlshaber von Gusch Etzion war vor Ort und diskutierte mit uns erregten An-

„ **Selbst wenn alles im arabischen Teil von Jerusalem funkelnd neu und schön wäre, würde es nichts daran ändern, dass man wegen Al-Aksa kämpfen müsse. Die linke, materielle Theorie versagt hier.** “

und dasselbe Recht anzuwenden bzw. zu ahnden: Wenn nachts um vier Synagogen mit Lautsprechern die umliegenden Kilometer beschallen würden, wäre die Polizei nach ein paar Minuten

auch wenn in riesigen Buchstaben in drei Sprachen am Eingang steht, dass dies per Gesetz streng verboten ist. Er sagte mir ganz natürlich „Aber sie sind doch Araber.“ Ich fragte ihm, ob er mir

wohnen. Auf seine Versprechung hin uns zu beschützen, entgegnete ich, dass sie sich erst einmal selbst beschützen sollen, und in ihren Jeeps bei Steinattacken nicht einfach weiterfahren sollten.

Welche Abschreckung wollen sie so erzeugen? Wie wollen sie uns so beschützen? Das genau gibt den Steinschmeißern die Motivation für weitere Angriffe. Sie fühlen Schwäche und gehen einen Schritt weiter. Wer sollte vor wem weglaufen? Hier hätte man sie aufhalten können, bevor sie Familien in Zivilfahrzeugen umbringen, aber man will es nicht. Man will nicht eskalieren. Man will keine Toten. Bloß keine Toten! Was würde nur das Ausland sagen? Vielleicht bekommt man aber auf diese Art am Ende mehr Tote, als wenn man das Übel bereits im Keim erstickt hätte?

Es gab eine Zeit, da jagte Israel seine gewollten Mörder. Man ging los, um sie zu suchen. Armeeeinheiten tarnten sich in zivilen Lastwagen mit großer hebräischer Schrift und fuhren über die gefährlichsten Landstraßen. Beim ersten Angriff, sprang sofort eine Armeeeinheit hinten raus und jagte die Terroristen. Man suchte sie, man wollte sie unbedingt erledigen oder verhaften. Die Botschaft war klar und die Situation beruhigte sich bald.

Und heute?

Heute versucht man ihnen aus dem Weg zu gehen. Heute stellt man Armeejeeps an Kreuzungen, damit sie fernbleiben und warten, bis der Jeep weg ist. Heute sind die Armeejeeps die Gejagten.

Im postmodernen Krieg gibt es weder Feind noch Sieg, sondern sicherheitstechnische Herausforderungen und Eindämmung, Deeskalation, Entspannung, Vermittlung usw. Von vornherein nehmen alle an, dass ein „Sieg“ unmöglich ist – sowieso ein echtes Unwort heutzutage.

Die Soldaten heute haben keine Angst vor den Terroristen, sie haben Angst, diese aus Versehen zu töten.

Und auch der Offizier von heute ist etwas anderes, eher dem Rechtsanwalt verwandt, während er sich durch „Beweismaterial“ und „juristische Einschätzung der Bedrohungslage“ wurstelt und den Feind wohl per Anklageschrift besiegen möchte.

Das alles haben wir uns natürlich nicht nur selbst angetan, sondern hier ist auch eine gehörige Portion des westlichen Doppelstandards in Sachen Israel dabei, der unsere Führung immer mit Bezug auf ausländische Befindlichkeiten denken lässt, und übrigens so manchmal den Bezug zu seinen eigentlich zu Beschützenden verliert. Geht es hier darum, Preise im internationalen Recht zu gewinnen, oder das Leben seiner Bürger effektiv zu schützen? Aber ich schreibe ja schon selbst wie ein Rechtsanwaltsgeneral.

Also – wie kommt Israel aus dem Schlamassel raus? Überall, wo ich fragte und hinkuckte, fand ich meistens ein etwas verwirrtes Israel, mit ein paar technischen kurzfristigen Lösungsvorschlägen, aber ohne einen genauen Plan, was grundsätzlich zu ändern sei.

Viele Israelis hatten auf meine Frage, was zu tun sei, einfach keine Antwort, waren resigniert. Ja, die unverbesserlichen Linken, wie z.B. Arbeiterpartei-Führer Herzog reden dann gerne irgendetwas von einem Friedensprozess, den Israel wiederbeleben sollte, von verpassten diplomatischen Möglichkeiten usw., einem diplomatischen Horizont, der her müsse und den sie herbeizaubern würden.

Sie wissen auch nicht so genau, mit wem man reden sollte, aber falls nie-

mand mit uns reden will, dann sollte man halt einfach so Land abgeben oder Ähnliches. War da nicht etwas mit Gasa? Ach nein, das war einfach nicht genug Land. Mit Abbas wollen sie reden, der ihre „dreckigen Füße“ nicht mehr sehen will? Die Linke ist in Israel aber momentan irrelevant.

Die Rechte ist daher umso relevanter und interessanter. Aber auch hier ist die Verwirrung groß. In den letzten drei Wochen konnte man im Grunde die Rechte gegen sich selbst ins Gerichten gehen sehen, Siedlerführer protestierten in Zelten vor der Residenz Netanjahus und Likudpolitiker kamen, um sie zu unterstützen. Ja, selbst Regierungsmitglieder, Minister, kritisierten „die Regierung“ für zu lasches und unentschlossenes Vorgehen und Netanjahu gilt bei politischen Kommentatoren fast schon als Linker im eigenen Haus.

Die Formel der Rechten heißt meist: „Mehr Siedlungen als Antwort auf Terror.“ So sehr man dies unterstützen mag, den momentanen landesweiten

such verzweifeln, das jüdische Volk aus diesem Land zu vertreiben, wird Ruhe einkehren. In dem Moment, wo wir von zwei Staaten reden, geben wir ihnen Hoffnung. Daher ist es Regierungslinie nicht über zwei Staaten zu reden. Was der Premier [Netanjahu] macht ist seine Privatmeinung und nicht die Position der israelischen Regierung.“

Beachtenswert ist aber, dass während es in Israel, ja selbst in der Regierung, keine klare Linie gibt und man sich offenbar nicht darüber im Klaren ist, was man eigentlich langfristig will, hat die andere Seite ein ganz klares Ziel: Die Vernichtung Israels und Ermordung vieler Juden auf dem Weg dorthin. Für sie geht es eigentlich nur um die Details der Durchführung.

Und wie Bennett erwähnte, ist es genau die Hoffnung, die sie zum Terror treibt. Genau die Hoffnung, dass sie es schaffen werden. Genau der Aufwind in der internationalen Gemeinschaft der letzten Monate und Jahre für „Palästina“ – sprich, die Unterstützung der

dass der jüdisch-arabische Konflikt bereits ein Jahrhundert andauert und beendet sein wird, wenn eine Seite gewinnt. Und er hofft, dass die jüdische gewinnt.

Wer die arabisch-muslimische Seite hierin unterstützt und ihr Hoffnung auf Sieg gibt, hilft nicht dem nahenden Frieden, sondern verlängert den Krieg.

Die Terrorwelle, die wir gerade sehen, hat mit der Legende des nationalen Aufstandes wegen der „besetzten Gebiete“ aufgeräumt, und eine neue dschihadistische Qualität geschaffen: Im Mittelpunkt stehen keine Siedlungen, sondern die Al-Aksa-Moschee, die es von den dreckigen Juden zu erlösen gilt. Erst wenn der heiligste jüdische Ort judenrein sein wird, werden die ISIS-inspirierten Facebook-Terroristen über ihre nächste Forderung nachdenken.

Objektiv, von den Zahlen der Toten, ist die Situation momentan besser als bei der zweiten Intifada, wo jede Woche zig Israelis in Bussen und Cafés zerfetzt wurden, aber mental scheint es wohl für viele Israelis viel düsterer als damals, denn das Ausmaß des muslimischen, antisemitischen Hasses wird immer deutlicher und viele fangen an zu verstehen, dass sie in einem Haus mit ihrem Mörder leben und dass alle Illusionen über diplomatische Wunderlösungen und internationale Einigungen irrelevant sind. Ein Araber aus Ostjerusalem erzählte in einem israelischen Fernsehbeitrag über die schlechten Straßen und Vernachlässigung Israels etc. in den arabischen Jerusalemer Vierteln, fügte aber klar hinzu, dass selbst wenn alles blendend wäre, alles funkelnd neu und

„Ständig sehe ich „geschlagene“ Armeejeeps auf den Strassen, voller Beulen und explodierter Farbbomben – ein fahrendes Zeichen der Politik des „Ertragens“.“

Volksterror wird es kaum lindern. Nafali Bennett, Parteiführer des „Jüdisches Haus“, gibt ganz klar Machmud Abbas die Schuld für die jetzige Eskalation. Abbas sei „kein Partner“.

Zwangserrichtung eines „palästinensischen“ Staates auch ohne Verhandlungslösung. Die westlichen Länder sollten zumindest wissen, dass sie nicht etwa eine nette, humanitäre Geste leis-



Der Offizier von heute ist eher dem Rechtsanwalt verwandt und möchte den Feind wohl per Anklageschrift besiegen.

Und weiter über die angeblichen „Verzweiflungstaten“ der Terroristen sagte er im israelischen Fernsehen:

„Alle sagen, die [palästinensische] Gewalt stammt von fehlender Hoffnung, und wenn wir ihnen nur Hoffnung geben, wird die Gewalt aufhören... Es ist genau anders herum: Die Gewalt [...] stammt von Hoffnung, Hoffnung Israel und das jüdische Volk, das hier lebt, zu vernichten. Nur wenn sie an ihrem Ver-

ten, sondern den Rückhalt für neuen anti-jüdischen Terror. Hier bekommen Abbas und Co. einen Freibrief für Gewalt, hier riechen sie die Chance, die Juden endlich zu vertreiben.“

Ein wirklicher Einbruch in der Motivation könnte vielleicht erreicht werden, wenn man die Idee des „palästinensischen“ Staates vollkommen begraben würde.

Daniel Pipes schrieb einmal in etwa,

schön, es nichts daran ändern würde, dass man wegen Al-Aksa kämpfen müsse.

Die linke, materielle Theorie versagt hier. Neue Wirklichkeitsreflexionen und Strategien sind gefragt. Die jetzige antisemitische Volksterrorwelle wird Israel auf jeden Fall verändern.

Übrigens: Während des Schreibens dieses Artikels gab es acht weitere Anschläge.

Ein Staat für zwei Völker?

Die amerikanisch-israelische Autorin Carolin Glick erklärt ihre Alternative zur „Zwei-Staaten-Lösung“

Von Martin Jehle

Im November jährte sich das tödliche Attentat auf Jitzhak Rabin zum 20. Mal. Mit dem Namen des israelischen Ministerpräsidenten untrennbar verbunden ist der Friedensprozess mit den Palästinensern, heftig umstritten in Politik und Gesellschaft Israels, für den Attentäter Grund seiner Tat, die das Land bis heute bewegt.

Allmählich beginnt in Israel eine Debatte, über den Zustand des wichtigsten politischen Erbes von Rabin, ob daran noch festgehalten gehalten werden sollte oder ob es an der Zeit ist, nach neuen Wegen zu suchen. Gemeint sind die beiden sogenannten „Oslo-Abkommen“. Mehr als 20 Jahre Jahren nach den Friedensabkommen, die zur Gründung der Palästinensischen Autonomiebehörde in einem Teil des Westjordanlands und zur Forderung der internationalen Gemeinschaft nach einer „Zwei-Staaten-Lösung“ führten, besteht Stillstand im Friedensprozess zwischen Israel und den Palästinensern.

Caroline Glick, Kolumnistin in Diensten der „Jerusalem Post“, versucht mit ihrem 2014 auf Englisch erschienenen Buch „The Israeli Solution“ („Die israelische Lösung“) eine neue Antwort auf die Frage zu geben, wie die festgefahrene Situation beendet werden kann. Sie schlägt eine „israelische Lösung“ des israelisch-palästinensischen Konflikts vor. Ihr Werk trägt den Untertitel „A one-state-plan for peace in the middle east“ und will sich mit dem Vorschlag einer „Ein-Staaten-Lösung“ zur offiziell vertretenen und international zum Credo erhobenen „Zwei-Staaten-Lösung“ abgrenzen.

Das Buch richtet sich an eine amerikanische Leserschaft, wie bereits im Vorwort deutlich wird, da die Außenpolitik der USA überparteilich für eine Zwei-Staaten-Lösung steht. Gegen das vermeintliche Dogma bzw. die Zwangsläufigkeit einer „Zwei-Staaten-Lösung“ als Ergebnis eines Friedensprozesses gibt es allerdings in Israel Widerstand, der sich bis hinein in die Regierung widerspiegelt. Der von Rabin forcierte und innenpolitisch durchgesetzte Friedensprozess, insbesondere die Gewährung einer begrenzten, kommunalen Selbstverwaltung ähnlichen Autonomie gegenüber den Palästinensern, war zu allen Zeiten heftig umstritten und polarisierte die israelische Gesellschaft.

Gleichwohl ermangelte es den dem Zwei-Staaten-Plan ablehnend gegenüber stehenden Kräften allzu lange an einer überzeugenden Alternative, einem schlüssigen Konzept. Diese Lücke will Carolin Glick schließen, indem sie mit ihrem Buch den Plan ausbreitet, der die Annexion des Westjordanlands durch Israel vorsieht. Glick nennt es in dem 2015 ins Hebräische übersetzten Buch die „Erstreckung israelischer Souveränität“ auf das Westjordanland, die „Anwendung israelischen Rechts“ („applying Israeli law to Judea and Samaria“) in diesem Gebiet und die Integration der Gebiete und seiner palästinensischen Bewohner nach Israel („incorporating the areas and their Palestinians residents into Israel“).

Ausgangslage: Historischer Imperativ

Laut Glick ist es für Israel ein historischer Imperativ Judäa und Samaria zu kontrollieren, um sich gegen palästinensischen Terrorismus und äußeren Bedrohungen

zu verteidigen. Der Gaza-Streifen ist nicht Teil dieses Konzepts, da mit dem Abzug der israelischen Armee und der dort lebenden israelischen Zivilisten im Jahr 2005 der Staat Israel seinen Anspruch auf dieses Gebiet aufgegeben hat. Für Glicks Konzept hat der Gaza-Streifen noch insoweit Bedeutung, als dass Palästinenser, die nicht in einem um das Westjordanland vergrößerten Staat Israel leben wollen, dort hinziehen können.

Die Palästinensischen Autonomiegebiete sind für Glick ein Hort der Unfreiheit, Willkür und Korruption. Diskriminierung von Christen, Verfolgung von tatsächlichen und angeblichen Kollaborateuren mit Israel und vieles mehr gehören zum Alltag. Kurzum: Ein Vorgeschmack auf einen zukünftigen „gescheiterten Staat“, der nicht entstehen darf. Auch die Palästinenser bewerten Israels Demokratie und Rechtsstaat besser als die palästinensische Autonomieverwaltung, wie Meinungserhebungen zeigen. Glick zu Folge wäre es wohl auch im Sinne der Mehrheit der Palästinenser, im Staate Israel zu leben.

Mit historischen und völkerrechtlichen Herleitungen legitimiert Glick die Ausdehnung Israels auf das Westjordanland und negiert jegliche palästinensischen Ansprüche. Im Hinblick auf die unter palästinensischer Selbstverwaltung stehenden Gebiete sieht Glick die Gefahr der Schwächung bestehender israelischer völkerrechtlicher Ansprüche. Die Hin- und Herbewegung der Tatsache, dass dort die Palästinensische Autonomiebe-

örde (eingeschränkte) Souveränität ausübt, führt mit wachsendem Zeitablauf zu einer als im juristischen Sinne als „Aufgabe“ von Gebietsansprüchen zu bewertenden Umstand.

Historisches Beispiel: Golan-Höhen

Als gelungenes Beispiel für den von ihr geforderten Weg führt Glick die 1967 im 6-Tage-Krieg gewonnenen Golan-Höhen an. 1981 erklärte der damalige Ministerpräsident Menachem Begin das Gebiet zu israelischen Staatsgebiet. Begleitet wurde dieser Schritt durch ein entsprechendes Gesetz, das in der Knesset mit einer Zweidrittel-Mehrheit beschlossen wurde. Das Vorgehen wurde betont als Verwaltungsvorgang (administrativ move) dargestellt und nicht als (völkerrechtliche) Annexion, die politische Bedeutung also heruntergespielt. Auf den Begriff Annexion verzichtete man bis heute. Zwar ist auf den Golan-Höhen Ruhe, aber international ist die Zugehörigkeit zu Israel nicht anerkannt. So gelten die Golan-Höhen nach den EU-Produktkennzeichnungsvorschriften nicht als israelisches Staatsgebiet.

Demographische Gefahr?

Das auch von israelischer Seite oft ins Feld geführte demographische Argument, nämlich das ein Bi-nationaler Staats bzw. eine „Ein-Staaten-Lösung“ dazu führt, dass Israel seine jüdische Mehrheit verliere, entkräftet Glick mit einer näheren statistischen Betrachtung der Bevölkerungsverhältnisse im Westjordanland.

So hätte das Westjordanland nicht – wie von palästinensischer Seite behauptet – rund 2,4 Millionen Einwohner, sondern nur 1,4 Millionen. Die Differenz ergibt sich unter anderem daraus, dass das Palästinensische Amt für Statistik die palästinensischen Bewohner Jerusalems, die aber bereits in Israels offizieller Bevölkerungsstatistik eingeschlossen werden, und einige hunderttausend im Ausland lebende Palästinenser dazugezählt hatte. Ferner macht Glick eine stetige Annäherung der Geburtsraten bei jüdischen Israelis und Palästinensern in Richtung 3 Kinder pro Frau aus.

Im Ergebnis stellt Glick fest, dass das derzeitige Bevölkerungsverhältnis von jüdischen Israelis auf der einen zu arabischen Israelis sowie Palästinensern auf der anderen Seite zwei Drittel zu einem Drittel beträgt, ihr Verhältnis also 2:1 beträgt. Nach dem derzeitigen Trend wird sich dieses Verhältnis kontinuierlich weiter zugunsten der jüdischen Bevölkerungsmehrheit entwickeln. Die Demographie, so Glick, ist einer der größten Vorteile Israels.

Konsequenzen der „Ein-Staaten-Lösung“?

Was wären die Konsequenzen einer einseitigen Eingliederung des Westjordanlands in das israelische Staatsgebiet? Was die Bevölkerung betrifft, so rechnet Glick damit, dass nur ein kleiner Teil die israelische Staatsbürgerschaft beantragen wird, während die große Masse sich mit dem einem „permanent residency“-Status zufriedengeben wird, der vollen Zugang zum israelischen Arbeitsmarkt und Sozialsystem gewährt. Von Seiten der palästinensischen Führung ist mit einer Ablehnung und Angriffen auf der diplomatischen Bühne zu rechnen. Letzteres ist bereits jetzt der Fall, kann also hingenommen werden, zumal sich das Niveau nicht steigern dürfte.

Als Nachteile einer „Ein-Staaten-Lösung“ nennt Glick das Schrumpfen der heutigen jüdischen Dreiviertel-Bevölkerungsmehrheit (wenngleich diese mit dann 66 Prozent nicht in Gefahr ist), sowie die Belastungen für die Sozialsysteme. Allen anderen Gefahren, diplomatische bzw. politische Isolierung, Sanktionen bzw. Boykotte und Terror ist Israel bereits jetzt ausgesetzt – und es kann ganz gut damit leben, argumentiert Glick. Sie schätzt die unmittelbaren negativen Konsequenzen, insbesondere solcher politischer Art, eher als kurzfristig ein, wo hingegen Israels langfristige Position gestärkt wird. Ein Ansatz, der darauf setzt, dass die normative Kraft des Faktischen ihre Wirkung entfalten wird.

Entscheidend ist für Glick, dass nach ihrem Konzept Israelis und Palästinenser im Westjordanland rechtlich gleichgestellt werden. Neben den offensichtlichen Verbesserungen, die das für die Palästinenser mit sich bringt, würde sich dadurch aber auch der Status derjenigen ändern, die heute vornehmlich als „Siedler“ bezeichnet werden: Israelis könnten sich in Judäa und Samaria genauso verhalten und die gleichen Rechte in Anspruch nehmen wie im übrigen Land, also auch Land erwerben und bauen – ein großer Streitpunkt in der gegenwärtigen Debatte.

Caroline B. Glick
The Israeli Solution. A one-state Plan for Peace in the Middle East
Random House LLC, 2014, 324 Seiten.



Mit deinem Mörder eine Wohnung teilen

Wie der Messer-Terror den Alltag in Israel mit Misstrauen vergiftet

Von Ulrich Becker

„Warum ist es heute so leer?“, frage ich den arabischen Supermarktverkäufer hinter der Käsetheke. Er schneidet mir mit einem großen Messer ein Stück Käse ab. Er scheint ungewohnt zögerlich auf meine Frage antworten zu wollen. Dazu ist es heute hier auch so eigenartig still. „Vielleicht ein Fußballspiel?“, werfe ich in die gespannte Ruhe, um ihm zu helfen – damit er mir nicht erklären braucht, dass Araber momentan täglich versuchen Juden mit Messern abzuschlachten und viele Juden lieber zu Hause bleiben und im Internet einkaufen.

„Ja, vielleicht ein Fußballspiel“, lacht er und es ist nicht ganz klar, ob er damit die Stimmung brechen möchte, oder ob er mich auslacht, mich und die paar Juden, die gerade hier einkaufen.

Es ist Mittwochabend. Normalerweise eine der chaotischsten Zeiten hier – Schabbateinkäufe, alle Kassen besetzt, lange Schlangen mit aufgehäuften Einkaufswagen, Gedränge um den besten Platz, Smartphoneversenktes Warten usw.

Heute sind alle Kassen frei. Einige sind schon zu. Und die Schichtverantwortliche versucht Kassierer zu finden, die schon nach Hause gehen wollen.

Die Supermarktkette, die für ihre jüdisch-arabische Koexistenz bei Mitarbeitern und Kunden bekannt ist, hat schon ein paar Wochen keine Messer mehr in den Regalen, damit kein Araber im Supermarkt damit einen Juden niedersticht.

Der Firmenchef sagt in einem Interview, dass man sich von „ein paar Radikalen“ nicht die Koexistenz kaputt machen lässt.

Sind es wirklich nur ein paar „Radikale“?

Chanoch Daum, ein bekannter israelischer Kommentator, beschrieb die gegenwärtige Situation auf Israels Straßen als eine „evolutionische Umkehr von Jahrtausenden“ in eine Zeit, wo ein Reh durch den Wald geht und hinter jedem Busch ein Raubtier vermuten muss, dass es fressen will. Nach ihm sind wir Juden in Israel gerade wieder wie diese Rehe im Wald.

„Ich war heute sowohl in der Post als auch im Eckladen – ich weiß, ich lebe gefährlich“, witzelt Daum über diese prekäre Realität.

Es ist natürlich, in solchen Zeiten vorsichtiger zu sein, erzählt Daum. Es ist natürlich, wenn das Reh am Wasserloch sich nach allen Seiten umkuckt und scheu und züchtig trinkt. Angst ist gesund und lebensrettend. Aber wenn sie beginnt uns zu beherrschen, wenn das Reh gar nicht mehr rausgeht, um zu trinken, dann hat der Terror gewonnen.

Aber die meisten sind nicht gelähmt vor Angst, sondern vorsichtig. Immer vorsichtiger. Viele Freunde beschaffen sich Pistolen oder Pfefferspray. (Ich blieb in der Mitte mit einer Pfeffersprypistole.) Man merkt die Angst selbst im Straßenverkehr: Noch verstopftere Straßen am Morgen und Abend, und dazwischen so gut wie nichts. Die Leute gehen weniger aus, fahren weniger rum, machen nur das Nötigste – Arbeit, Haus, ein paar essenzielle Erledigungen.

Ich war letzte Woche auf dem berühmten Machne Jehuda Markt in Jerusalem – die israelische Definition für Gedränge, Marktgeschrei und Trubel;



Ein arabischer Messerstecher wurde erschossen, nachdem er in Hebron versucht hat einen israelischen Soldaten zu erstechen

aus ganz Israel kommen die Leute sonst, um hier einzukaufen. Nun war es ruhig, sehr ruhig. Niemand stößt einen an, wenn man durch die offenen Gassen geht. Einige Läden haben einfach zugemacht. So leer war der Markt nicht einmal während der großen Selbstmordbombenwelle 2001/2002. Das lässt mich grübeln.

Ja, damals, hatten wir ein-, zweimal in der Woche – manchmal auch öfter, manchmal mit größeren Pausen –, große Anschläge in Bussen und Cafés mit zig Ermordeten. Die Titelseiten der Zeitun-

ten die Israelis noch in den Illusionen von Oslo: Es gibt hier einen Territorialkonflikt zwischen dem jüdischen und dem „palästinensischen Volk“ mit Schlagabtausch, welcher aber über kurz oder lang, über einen so oder anders gearteten „Friedensprozess“ mit Landabgabe zwangsläufig zu einem friedlichen Ende führen wird. Die Gewalt der „zweiten Intifada“ war dabei eine Art verständlicher Preis, den man für den kommenden Frieden zu zahlen hatte. Auch waren die Urheber dieser Terrorangriffe sehr klar definiert und

Vielleicht ist es nur eine subjektive, momentane Illusion? Ich frage Freunde und Bekannte und alle bestätigen es, ohne Ausnahme. Die Stimmung ist schlimmer als damals. Aber warum?

Vielleicht ist es die Facebook- und Whatsapp-Generation und die Amateurfilmchen der Angriffe? Vielleicht wären wir genauso geladen gewesen, wenn wir damals die unzensurierten Videos von den Zerfetzten in den Bussen auf unsere Handys bekommen hätten, wie wir jetzt fast jeden Terrorangriff fast hautnah nachvollziehen können? Es ist näher, es ist intensiver. Vielleicht. Vielleicht aber auch wegen etwas ganz anderem:

Damals leb-

„Die Supermarktkette, die für ihre jüdisch-arabische Koexistenz bei Mitarbeitern und Kunden bekannt ist, hat schon seit ein paar Wochen keine Messer mehr im Angebot.“

gen hatten oft kaum Platz für all ihre Gesichter. 200 israelische Terrortote allein im Jahr 2001. Ja, im Radio lief traurige Musik am Tag des Anschlags und danach, und ja, viele fuhren nicht mehr mit Bussen oder gingen nicht mehr in Cafés, aber die Stimmung war doch eine andere. Weniger gereizt als heute, weniger hoffnungslos, wo doch in den vielen Wochen dieser Terrorwelle bis jetzt „nur“ neun Juden ermordet wurden (und etliche verletzt).

Oft schaffen es die Terroristen nicht, jemanden zu ermorden, oft verletzen sie „nur“ leicht und werden meist selbst getötet. Wenn man ganz nüchtern die Zahlen betrachtet, scheint es nicht klar, warum es jetzt so viel niederschmetternder wirkt als damals.

strukturiert: „Palästinensische“ Terrororganisationen in den autonomen PA-Gebieten. Man kannte ihre Strukturen und Adressen. Als es Israel zu viel wurde, besuchte es diese Organisationen zu Hause und bereitete ihrem Terror im Ganzen ein Ende.

Und heute? Heute haben wir keine großen Bombenattacken in Bussen und Cafés in den großen israelischen Städten, sondern eher kleinere, improvisierte Attacken mit kleinen Schusswaffen, Messern, Überfahrangriffe, Molotowcocktails, Steine usw., welche aber bis zu vier-, fünfmal am Tag passieren können und praktisch überall in Israel: In Gusch Etzion und in Tel Aviv, in Hebron und in Afula, in Jerusalem und in Beer Schewa. Es sind Alltagsat-

tacken, die keine Regeln mehr kennen: Im Bus, in Haltestellen, auf der Straße. Ein Junge kann mit seinem Fahrrad durch sein Viertel fahren und arabische Terroristen stechen vor einem Kiosk auf ihn ein, oder ein Israeli kann über die Autobahn 6 in „Kernisrael“ fahren und Steinen auf die Windschutzscheibe bekommen. Es ist überall, jederzeit und in allen Arten. Es sind auch nicht nur Araber aus den PA-Gebieten – im Terror geschult und von einem Führer geschickt –, sondern es kann dein Arbeitskollege in Jerusalem oder dein Nachbar in Jafo sein.

„Man kann nicht gerade sagen, dass es ihm schlecht ging“, erklärt Daum über einen arabischen Terroristen aus Jerusalem, der bei Bezeq, der israelischen Telekom, arbeitete und bei seinem Anschlag Juden mit einem Bezeq-Auto überfuhr und dann sofort mit einem Fleischerbeil wie in Amok auf die Verletzten einhackte. Besonders dieser Angriff zeige den hasserfüllten Abgrund der scheinbar bestens integrierten Täter, die keine rationalen Gründe brauchen im Juden zu ermorden. „Terror mit Dienstwagen – das Argument vom armen Attentäter funktioniert nicht.“

Wir sind in einer Realität, in der Juden fast jeden Araber verdächtigen müssen und fast jeder Araber weiß, dass er verdächtigt wird.

Ja, der Terror ist primitiver geworden, weniger tödlich, unorganisierter, aber dafür auch allgegenwärtiger und unberechenbarer. Nicht eine Terrororganisation will dich töten, sondern eine ganze Bevölkerung will dich töten.

Um das zu wissen muss man sich einfach eine Zeremonie in einer angesehenen arabischen Mädchenschule in Jerusalem anucken: Ein Mädchen mit Kopftuch redet vor hunderten von Schülerinnen und Lehrerinnen über die großartigen Taten der „reinen“ Terroristen („Schahiden“), der „Ritter in der Armee Saladins“, deren Heldentaten man nachstreben und zu Ende bringen soll.

Antisemitischer Hass auf Juden und den jüdischen Staat ist keine Randerscheinung, sondern Konsenz in der arabisch-muslimischen Gesellschaft in den PA-Gebieten und immer mehr (vor allem unter Jungen) auch in Israel. Dieser Terror ist heute nicht mehr das exklusive, geheime Geschäft von bezahlten und trainierten Kadern, sondern das Gemeinschaftsprojekt einer ganzen Bevölkerung.

Lebten viele Israelis im Terror von 2001/2002 noch in der Illusion Zeuge der Geburtswehen des ewigen Friedens zwischen Israel und „den Palästinensern“ zu sein, kommen die meisten Israelis heute zu der ernüchternden Erkenntnis, dass sie sich gerade nur in einem weiteren Kapitel eines ewigen, antisemitischen Krieges befinden, der ihre Vernichtung zum Endziel hat und nicht ablässt und sein Ziel selbst mit den primitivsten Waffen verfolgt, wo immer er nur kann.

Einen Terroristen einer Terrororganisation kann man ausfindig machen, abhören, jagen, aufhalten, töten und besiegen. Was aber, wenn er dein Nachbar ist, der sich eines Morgens zum Judenmord entschließt, oder das Auto neben dir, oder dein Arbeitskollegen, oder der Verkäufer, der mir gerade mit einem dicken Messer ein Stück Käse abschneidet und dabei breit lächelt?

Nicht „zionistisch“, sondern israelophil

Ein Plädoyer für ein „apolitisches“ Bekenntnis zum jüdischen Staat

Von Jerome Lombard

Es ist Samstag, der 14. November 2015. Eine Nacht des Terrors, des Schreckens und des unermesslichen Leids liegt hinter Paris, Europa und der Welt. Islamistische Todesschwadronen ermorden koordiniert an sieben verschiedenen Orten in der französischen Hauptstadt auf Geheiß der Terrorbande „Islamischer Staat“ (IS) 132 Menschen und verwunden über 350 weitere teils lebensgefährlich. Die Opfer: Caféhaus-Besucher, Rockmusik-Liebhaber, Passanten, Zivilisten, ganz gewöhnliche Menschen wie Du und Ich. Sie wurden von den Tätern willkürlich ausgewählt und hingerichtet. Sie mussten sterben, weil sie Bürger eines demokratischen und freien Landes waren und in ihrem Alltag eine Freiheit lebten, die alle Islamisten hassen und zutiefst verabscheuen. Der Anschlag traf „die Stadt der Lichter“, Paris. Gekolten hat er, wie jeder Anschlag der islamofaschistischen Menschenfeinde, gleich in welchem Teil der Erde sie zuschlagen, der gesamten freien Welt und des abendländisch-egalitären Lebensstils.

Unmittelbar nach den Anschlägen kamen aus der ganzen Welt Kondolenz- und Solidaritätsbekundungen adressiert an die Bevölkerung von Paris und an das französische Volk. In New York tauchte sich das Empire State Building in die Farben der Trikolore. Das Brandenburger Tor in Berlin, ein Teil der historischen Stadtmauer in Jerusalem und viele andere prominente architektonische Wahrzeichen weltweit erstrahlten in blau, weiß und rot. Menschen versammelten sich, kamen in Trauer zusammen und legten vor französischen Botschaften und Konsulaten Blumen und Kerzen nieder. Auch auf dem Rabin-Platz im Zentrum Tel Avivs demonstrierten mehrere tausend Menschen ihre Solidarität mit Frankreich und sprachen den Angehörigen der Opfer ihr tiefes Mitgefühl aus. Unter ihnen waren auch der französische Botschafter in Israel, Patrick Maissonave, und Ex-Präsident Schimon Peres. Der israelische Ministerpräsident, Benjamin Netanjahu, sicherte Frankreich wie viele seiner Amtskollegen weltweit Solidarität und jede Unterstützung im Kampf gegen den Islamismus zu. „Israel steht Schulter an Schulter mit Frankreich im Kampf gegen den radikalen Islam, der den Nahen Osten und weite Teile der Welt erodiert“, hieß es in einer Pressemitteilung aus Netanjahus Büro.

Israel: Das ist alles Heuchelei! So schallte es sogleich aus den Reihen der sogenannten „Palästinasolidarität“. Während die Welt im benommenen Schockzustand um die Opfer von Paris weinte und Abscheu gegen die kaltblütigen Mörder empfand, stellten die selbsternannten Kämpfer für die Rechte der Palästinenser in bekannter verschwörungstheoretischer Wahnmanier die islamistische Urheberchaft der Anschläge in Frage. Wer könnte „wirklich“ dahinter stecken? Wem nützt solch ein Blutbad im Herzen Frankreichs eigentlich? Ob da nicht doch wieder die Wurzel allen Übels, der jüdische Staat und seine Regierung, dahinter stecken könnte? Genau das vermutet Mary Hughes-Thompson, selbsterklärte „Friedensaktivistin“ und Mitbegründerin des „Free Gaza Movement“. Die Organisation ist für ihre enge Zusam-

menarbeit mit antisemitischen und islamistischen Gruppen bekannt. Unmittelbar nach den Anschlägen von Paris schrieb sie in einem Beitrag auf Twitter in Englisch: „Ich habe Israel nicht der Beteiligung bezichtigt. Aber, Bibi (Benjamin Netanjahu) ist sauer über den europäischen Siedlungsboykott. Also wer weiß.“ Ich weiß nicht, wie es Ihnen, werter Leser, geht, aber als ich diesen Tweet las, waren und sind meine ersten Gedanken: Das ist widerlich. Das ist würdelos. Das ist der Gipfel der geis-

Nahen Osten, steht dauerhaft auf der Anklagebank der internationalen Gemeinschaft. Die Anklageliste ist lang. Landräuber, Willkürherrscher, Brecher von Völkerrecht, Verweigerer von Menschenrechten, Hindernis für den Frieden im Nahen Osten, kurz: ein verbrecherischer und zutiefst verabscheuungswürdiger Unrechtsstaat. Den Freunden und Verteidigern des jüdischen Staates sind derartige wüste Anschuldigen nur allzu bekannt. Mal wieder mit einem der Vorwürfe kon-

ist das auch mit „Israelophilie“ gemeint. Ein Plädoyer für Israel kann so aussehen: Ich mag Israel, weil es dort viele gutaussehende und nette Menschen gibt. Ich reise gerne nach Israel, weil der Strand von Eilat so schön ist. Ich liebe Israel, weil man in Tel Aviv so wilde Partys feiern kann. Ich interessiere mich für Israel, weil ich das Hebräische spannend finde. Ich schätze Israel kulinarisch, weil es an jeder zweiten Ecke herzhaftes Essen und leckeren Wein gibt. Ich mag Israel, weil ...



Muss man Zionist sein, um das verlockend zu finden? Man darf in Israel so unpolitisch Urlaub machen wie in Mallorca!

tigen Umnachtung. Das ist verschwörungstheoretischer Antisemitismus in Reinform. Und das ist genau das, was die vielen „Israel-Kritiker“, „Antimperialisten“, „Palästina-Unterstützer“, „Antizionisten“ und wie sie sich auch

frontiert, versuchen viele mit sachlichen Argumenten zu kontern. Doch diese müssen bei einem echten „Kritiker“ zwangsläufig auf taube Ohren stoßen. Ein echter „Israel-Kritiker“ hat kein Interesse an Wahrheiten. Fak-

Albern? Naiv? Ganz und gar nicht. Gegen den Hass der Feinde Israels setzt der „Israelophile“ seine persönlichen Geschmäcker und Vorlieben und über Geschmack lässt sich bekanntlich nicht streiten. Natürlich wird auch ein so formuliertes Bekenntnis zum jüdischen Staat einen echten „Kritiker“ schwerlich zum Umdenken bewegen können. Keine Frage. Aber es entkrampft die Debatte und beschreibt Israel, als das, was es neben dem Status als jüdischer Nation, „Heiligem Land“ und der besonderen religiös aufgeladenen Rolle Jerusalems auch ist: Ein kleines Land am Mittelmeer, mit abwechslungsreicher Landschaft, einer bunten Gesellschaft und einer langen historischen Tradition. Ein Land, das aufgrund seiner liberalen Kultur und politischen Freiheit genauso wie der Westen insgesamt im Fadenkreuz des politischen Islam steht und das aufgrund seiner geographischen Lage wie kein zweites von ihm bedroht wird. Ein Land mit einer Bevölkerung, die zusammen mit allen klar denkenden und zu Empathie fähigen Menschen Anteil an dem Schicksal unschuldig Ermordeter nimmt. Es ist diese menschliche und gesellschaftliche Normalität, die die „Kritiker“ Israel absprechen wollen, indem sie das Land stets als etwas negativ Besonderes, Schlechtes und irgendwie Künstliches brandmarken.

Mit mehr „Israelophilie“ geben wir dem jüdischen Staat eben diese Normalität zurück.

» Frankophile lieben das Savoir Vivre, ich die wilden Partys von Tel Aviv. «

selber alle nennen mögen, tagtäglich auf ihre jeweilige persönliche Art und Weise betreiben: Die Denunziation des jüdischen Staates. Und dafür schrecken sie, wie das Beispiel von der Reaktion auf die Attentate von Paris auf besonders pietätlose Weise zeigt, vor nichts zurück. Zumal Hughes-Thompson und andere Vertreter ihrer Gruppe sich bereits im Januar, als die Satirezeitschrift „Charlie Hebdo“ und ein koscherer Pariser Supermarkt Ziel islamistischen Terrorswurden, ihn ganz ähnlicher Weise äußerten und Mossad-Agenten als Hintermänner vermuteten. Der jüdische Staat als Strippenzieher, der mit seinem Geheimdienst Terroraktionen im Ausland steuert, um eigene politische Ziele durchzusetzen. So gefällt den „Kritikern“ ihr Weltbild.

Israel, der einzige jüdische Staat und die einzige Demokratie in einem immer weiter zusammenbrechenden

ten interessieren ihn nicht. Er will sich und sein Weltbild, in dem Israel nun mal „das“ Kernproblem und „das“ Böse schlechthin ist, stets bestätigt wissen. Der jüdische Staat soll an allem schuld sein können. Am Terror, dessen Zielscheibe er regelmäßig ist, an der Unfähigkeit der Palästinenserführung, an der schlechten Gesamtsituation im Nahen Osten.

Stopp. Umdenken. Es ist an der Zeit, mal ganz anders den „Kritikern“ zu begegnen. Anstatt sich in politische Debatten zu verstricken und das Reizwort „Zionist“ in den Mund zu nehmen, können die Unterstützer des jüdischen Staates doch einfach mal „israelophil“ sein. Was das heißen soll? Genauso wie die Frankophilie die Liebe für alles Französische, die Sprache, das Land, die Geschichte, die Menschen, das Essen, die Landschaften, die Traditionen, das spezielle Savoir Vivre beschreibt,

Reisen in Vor-Intifada-Zeiten

Hebron, Gaza, Jericho waren in den 70ern kein Problem für Juden

Von Miriam Magall

Grenzzaun auf dem Weg vom Flughafen nach Jerusalem. Grenzzaun mitten durch Jerusalem. No-go-areas in der Jerusalemer Altstadt.

Dass das nicht immer so war, das kann ich aus eigener, schöner Erfahrung bezeugen. Am 12. Januar 1969 verließ ich in Haifa den israelischen Passagierdampfer „Nili“ und betrat als „Ola chadascha“, also als Neueinwandererin, hoffnungsfroh israelischen Boden. Kaum hatte ich meine Habseligkeiten im Ulpan, dem Internat mit Hebräischschule für Neueinwanderer, abgestellt, ging es mit ebenso hoffnungsfrohen anderen Olim für das Wochenende nach Jerusalem. Denn das erste Wochenende im Land, das – so hatten wir es uns noch auf dem Schiff geschworen, auf dem wir uns auf dem Weg von Neapel nach Haifa kennengelernt hatten – wollten wir zusammen in Jerusalem begehen.

Am Freitagmorgen ging es los. Nicht weit vom Ulpan in der Shderot Hameginim liegt der Busbahnhof von Haifa. Dort wartet man auf den nächsten Bus nach Jerusalem. An jenem Freitagmorgen brauchten wir nicht lange zu warten, denn viele Soldatinnen und Soldaten wollten nach Hause nach Jerusalem. Deshalb fuhren die Busse häufiger als an einem normalen Tag vor und gleich weiter nach Jerusalem. Die erste Begegnung mit der neuen Heimat!

Mit offenen Mündern klebten wir an den Fenstern und ließen uns von nichts und niemandem in unserer Betrachtung der Landschaft stören. Wir fuhren nach Süden, rechter Hand das immer wieder auftauchende Mittelmeer. Es glänzte in der frühen Morgensonne ganz hellblau und zart und durchsichtig. Linker Hand erstreckten sich Felder und Orangenhaine. Dort war die Welt voll von satter Grün, denn nach dem Regen im Winter hatte sich das staubtrockene Land in einen grünen Teppich verwandelt. Kurz nach Tel-Aviv wendete der Bus dem Meer den Rücken zu und kletterte, anfangs leichtfüßig, später schnaubender den steiler werdenden Berg hinauf.

Endlich! Jerusalem. Der Bus nahm die letzte Kurve nach links und fuhr in den Jerusalemer Busbahnhof gleich am Ortseingang ein. Wir hatten nur leichtes Gepäck bei uns und brachen sogleich in Richtung Altstadt auf. Dann lag sie zu unseren Füßen. Durch Mamma zum Jaffa-Tor. Durch das Jaffa-Tor hinein in das Gewimmel des Schuks. Heute liegt vor der Kotel, der „Westmauer“, das ist die Stützmauer des zerstörten Tempels, ein weiter Platz. Nicht so im Januar 1969. Schmale, enge Gassen führten bis ziemlich dicht an die Mauer heran. Schon damals gelangte man über einen schmalen Steg auf den ehemaligen Tempelberg. Die Araber hatten ihr Freitagsgebet beendet. Der Weg war frei. Kichernd zogen wir unsere Schuhe aus, bevor wir die al-Akza-Moschee betraten, denn sie lag dem Aufgang am nächsten. Da ich schon die großartigen Moscheen in Istanbul gesehen hatte, kam sie mir nicht besonders beeindruckend vor. Draußen fanden wir unsere Schuhe wieder und gingen hinüber zum Felsendom. Das war schon etwas anderes! Beeindruckt folgten wir dem Halbrund der mit unzähligen bunten Mosaiksteinchen aus-



Obwohl idyllisch aussehend, ist Jericho heute für Juden unzugänglich.

gekleideten Kuppel. Noch beeindruckter blickten wir hinunter auf den Fels in der Moscheemitte. Der Ewenschtija! Der „Gründungsstein“. Der Stein, auf dem die Erde ruht! Im Allerheiligsten vor der Bundeslade! Hier hatte Abraham beinahe seinen Sohn Jitzchak (Isaak) geopfert! Hier hatte der Engel ihm Einhalt geboten! Wir wurden ganz still und schauten und schauten.

Am Tag darauf streiften wir durch die Altstadt – das Jüdische Viertel ein wüster Trümmerhaufen. In einem arabischen Restaurant im arabischen Viertel aßen wir zu Mittag. Am Abend, als die Sonne sich anschickte, im Westen zu versinken, standen wir unvermittelt vor einem großen Fenster in einem der wenigen erhaltenen Gebäude im Jüdischen Viertel und nahmen an der Hawdala-Zeremonie teil, mit der der Schabbat zu Ende geht. Nie zuvor und nie danach habe ich diese Zeremonie so ergreifend erlebt.

„ Immer wieder ein Abstecher nach Jericho. Die Stadt ist mir ans Herz gewachsen: Das Klima so mild, die Menschen so freundlich und zuvorkommend.“

Im Herbst des gleichen Jahres besuchten mich zwei Freundinnen aus Paris. Wir beschlossen, für einige Tage nach Safed zu fahren, in die Stadt der mittelalterlichen Mystiker. Bei unseren Streifzügen durch Gassen und Winkel, von einer kleinen Synagoge zur anderen entdeckten wir beim Busbahnhof die Ankündigung, am Tag darauf gebe es einen Ausflug nach Quneitra. Quneitra?! Das ist Syrien, erklärten wir uns. Auf nach Quneitra! Früh am Morgen saßen wir im Bus zusammen mit vielen anderen interessierten Israelis. Wir überquerten die Grenze und fuhren auf eine kahle Hochebene.

Der bekannte deutsche Reisende Peter Scholl-Latour will hier Korkei-

chenwälder gesehen haben. Da war er vermutlich in Südspanien! Hier oben vor und nach Quneitra und auch drumherum – alles ist kahl und leer. Ach ja, die Stadt Quneitra selbst ist völlig zerstört. Im Herbst 1969: Trümmer, überall, wohin man blickt. Vor einem einigermaßen intakten Gebäude ein kurzer Halt. Wir steigen aus und trinken einen Tee. Dann geht es weiter über die kahlen Höhen rund um Quneitra und zurück ins gemütlichere Safed.

Nach dem Ulpan verlasse ich Haifa. Ich habe eine vielversprechende Stelle als technische Übersetzerin bei TAHAL, der israelischen Wasserplanungsgesellschaft, gefunden. In der Abteilung, die für Lateinamerika zuständig ist: Bewässerung, Entwässerung, Landwirtschaft und Absatz der Produkte. Richtig aufregend. Noch aufregender sind die Gäste, die immer wieder aus Lateinamerika nach Tel-Aviv kommen, um bei TAHAL geschult

baut wurde, aber erst im zweiten Stock darüber beginnt. Wir staunen über den großen, jahrtausende Jahre alten Turm von Jericho. Und kehren in den Restaurants ein und lassen uns Mesé, die berühmten Vorspeisen, alle serviert in Tellerchen und Tiegeln, Schisch Kebab und Chumus schmecken. Zum Schluss nehmen wir noch eine hübsche Tasche, gefüllt mit Orangen, frisch vom Baum, mit nach Tel-Aviv.

Natürlich lassen wir uns auch Hebron nicht entgehen. Die Machpela, die Höhle mit den Kenotaphen der Stammväter und Stammmütter. Juden wie Arabern heilig. Sie beten. Wir beten. Sie schauen. Wir schauen. Und man grüßt sich respektvoll und macht sich vorsorglich gegenseitig Platz.

Zweimal im Jahr kommt eine Delegation des Europarats nach Jerusalem und hält dort ihre Sitzungen ab. Die israelischen Dolmetscher gehören fest zur Gruppe, auch, wann immer die Delegation durchs Land reist. Jedes Mal geht es auch nach Gasa. Einen ganzen Tag lang. Erstaunlicherweise, man glaubt es angesichts der heutigen Fernsehbilder kaum, gibt es in Gasa durchaus angenehme Stadtviertel. Und zuvorkommende arabische Gastgeber, die Israelis mit ihren ausländischen Gästen freundlich begrüßen und bewirten.

Das alles gehört heute der Vergangenheit an. Und doch. Erst im Jahr 2013 war ich wieder einige Wochen in Jerusalem. Um christliche Pilgerwege und -stätten in der Stadt zu fotografieren. Die meisten befinden sich im Ostteil der Stadt. In Jerusalem fühle ich mich wie zu Hause. Deshalb habe ich keinerlei Hemmungen, mit einem arabischen Scheruth, einem Kollektivtaxi, bis nach Gethsemane zu fahren, auf dem Ölberg herumzuspazieren, durchaus auch ganz allein, um schließlich mit einem arabischen Bus wieder hinunter zum Damaskustor zu fahren. Ich spreche Hebräisch und zahle mit israelischem Geld. Man antwortet mir auf Hebräisch und gibt mir mein israelisches Wechselgeld zurück.

Das war normal, und so sollte es immer normal sein!

Von Laura Külper

Wie macht man einen Film über eine Frau, von der nur ein einziges Foto existiert? Die vor über 100 Jahren in Berlin gelebt hat und über deren Leben und Wirken kein Zeitzeuge mehr berichten kann? Kann so ein Film Menschen berühren und bewegen?

Auf all diese Fragen erwarten mich in den kommenden zwei Stunden viele wertvolle Antworten. Ich sitze im Kinosaal 2 des Berliner Babylon-Kinos und damit nur wenige hundert Meter vom Scheunenviertel entfernt, wo Regina Jonas, geboren 1902, in extrem ärmlichen Verhältnissen aufwuchs.

Das einzige Bild von Regina Jonas zeigt sie mit ernsthaftem Blick, mit Talar, Barett und Büchern im Arm. In der Montage der Regisseurin Diana Groó wird der Bildausschnitt mit Regina vor eine Straße gelegt, sie scheint förmlich auf den Zuschauer zuzuschweben. Das passende Zitat dazu wird in der deutschen Fassung von Martina Gedeck, in der englischen Fassung von Rachel Weisz gesprochen. Mit eindringlichem, aber sanft-rauem Ton und leichtem jiddischen Akzent erzählen sie aus dem Leben Reginas, geben ihr eine Stimme. Auch Reginas Lebensumstände aus Jugend und Kindheit werden durch Montagen von Originalfilmaufnahmen und Fotografien greifbar und lebendig.

Das Scheunenviertel, um die Jahrhundertwende immer an der Schwelle bitterer Armut, wurde bewohnt von Gelegenheitskriminellen, Prostituierten und vielen armen osteuropäischen jüdischen Familien, die sich keine andere Bleibe leisten konnten. Reginas Familie, bestehend aus Vater Wolf Jonas, Mutter Sara (geborene Hess) und Bruder Abraham, muss mehrmals umziehen. Halt gibt ihr aber das streng religiöse Elternhaus, welches aber durch den Tod des Vaters erschüttert wird, als Regina gerade 11 Jahre alt ist.

Seine Beerdigung, so der Film, könnte für Regina ein wichtiger Anstoß auf ihrem Weg zur Rabbinerin geworden sein. Denn die Familie war durch den Tod des Vaters finanziell am Ende, für seine Beerdigung konnten sie sich nicht einmal einen Rabbiner leisten. Regina besucht das öffentliche Oberlyzeum in Weißensee und erhält 1924 die Lehrbefähigung für höhere Mädchenschulen. Doch Regina Jonas will mehr. Sie beginnt ein Studium an der liberalen Hochschule für die Wissenschaft des Judentums. Es gibt einige weitere Frauen in ihrem Studiengang, doch nur Regina hegt einen innigen und absolut ungewöhnlichen Wunsch: Sie will Rabbinerin werden. Nie zuvor wurde eine Frau für dieses Amt auch nur in Erwägung gezogen, selbst in liberalen Kreisen ruft diese Idee Empörung hervor.

Um ihr Studium zu finanzieren unterrichtet Regina Jonas am verschiedenen Lyzeen, ihre Schüler schreiben wunderbare Briefe, selbst Dankeschreiben der Eltern sind wenige aber umso wertvollere Zeitzeugnisse, die noch erhalten sind. 1930, nach 12 Semestern Studium, legt Regina Jonas die letzte mündliche Prüfung ab, einer ihrer Prüfer ist Leo Baeck, auch ihr Professor für Talmudische Wissenschaft, Eduard Baneth, prüft sie. Eduard Baneth hatte auch ihre schriftliche Arbeit bewertet, die aufgrund ihres provokanten Titels „Kann die Frau ein rabbinisches Amt bekleiden?“ für Aufsehen gesorgt hatte. In diese Arbeit legt Regina all ihre Überzeugungskraft, ihr wirkungsvolles und bedachtes rhetorisches Können und sie erreicht die Bewertung „gut“, denn offenbar hat Baneth vor, mit der

Die erste Rabbinerin der Welt

Zum neuen Film über „Fräulein Regina Jonas“

Überreichung des Diploms ihr die Rabbinerwürde anzuerkennen. Doch sein plötzlicher Tod reduziert diese These auf eine Vermutung. Ihr Abschluss bescheinigt ihr somit lediglich die Qualifikation als akademisch geprüfte Religionslehrerin.

Doch Regina Jonas kann und will nicht aufgeben, durch ihr rhetorisches Talent und ihre offenkundig bemerkenswerte Ausstrahlung findet sie vereinzelt immer wieder einflussreiche Unterstützung. Leo Baeck äußert sich lobend, sie sei eine „denkende und gewandte Predigerin“, doch der Durchbruch kommt, als der Offenbacher Rabbiner Dr. Max Dienemann sich 1935 bereiterklärt, sie nach einer mündlichen Prüfung zu ordinieren. Besonders für viele orthodoxe Juden aber auch viele andere geistliche Würdenträger



Regina Jonas (1902 - 1942)

ist diese Entscheidung ein Affront.

Doch Dienemann setzt seine Entscheidung durch, am 27. Dezember 1935 erhält Regina Jonas ihr Diplom, welches ihr die Fähigkeit bestätigt, Fragen der Halacha fachgerecht zu beantworten – damit ist sie als Rabbinerin geeignet. Im Film wird durch die verschiedenen Schilderungen immer wieder betont, dass Regina Jonas keine klassische Rebellin war. Sie nahm jede Entscheidung gegen sie mit Würde auf, sie wurde nie ausfallend oder

als Religionslehrerin, immer wieder schildern Gemeindemitglieder, wie wunderbar ihr Unterricht oder die religiösen Feiern sind und bitten darum, das „Fräulein Rabbinerin Jonas“ auch in der Neuen Synagoge predigen zu lassen, doch dies bleibt ihr noch für lange Zeit verwehrt. Doch unter dem Druck der Nationalsozialisten verlieren immer mehr jüdische Gemeinden ihre Rabbiner und damit die geistliche Betreuung. Immer mehr Juden wandern aus, für Regina Jonas hingegen stand das scheinbar nie zur Debatte.

Stattdessen reist sie im Auftrag der „Reichsvereinigung der Juden in Deutschland“ durch verschiedene Gemeinden und betreut deren Mitglieder, die in ihren Dankesbriefen immer wieder bekräftigen, welchen Halt und bleibenden Eindruck Reginas Predigten hinterlassen. Doch die Deportationen der Nationalsozialisten nehmen zu, 1942 wird Regina Jonas zusammen mit ihrer Mutter nach Theresienstadt deportiert. Kurz vorher bringt sie eine Kiste mit Briefen zur jüdischen Gemeinde in der Oranienstraße und bittet um deren Aufbewahrung, als ob sie wüsste, dass sie nicht zurückkehren wird. Auch in Theresienstadt bleibt sie bei ihrer unerschütterlichen Zuversicht und dem Vertrauen auf Gott, sie bemüht sich weiterhin nach Kräften den mutlosen und verbitterten Menschen Halt im Glauben zu vermitteln. Am 12. Oktober 1944 wird sie nach Auschwitz-Birkenau deportiert und dort ermordet.

Der Film endet mit einem Zitat aus den verbliebenen letzten Zeugnissen vom Wirken Regina Jonas' den Vorträgen aus dem Theresienstädter Archiv. Sie enden mit den Worten „Aufrechte ‚jüdische Männer‘ und ‚tapfere edle Frauen‘ waren stets die Erhalter unseres Volkes. Mögen wir vor Gott würdig befunden werden, in den Kreis dieser Frauen und Männer eingereiht zu werden [...] der Lohn, der Dank einer Mizwa, einer Großtat, ist die sittliche Großtat vor Gott. Rabbinerin Regina Jonas – früher Berlin.“

Rabbinerin Regina Jonas - früher Berlin. Diese Worte hallen nach und

Groó und Weisz ein paar Fragen stellen und hat so die besondere Chance, sich dem Projekt auf eine weitere Weise zu nähern.

Wie konnten Sie dann dieses Unterfangen umsetzen?

D. Groó: „Wir hatten mehr als 200 Briefe in Regina Jonas' Nachlass gefunden, die allerdings nicht unbedingt von ihr waren, sondern vor allem an sie geschrieben wurden. Es gibt kaum Zeugnisse aus ihrer Perspektive, aber viele, die über sie berichten. Artikel, Briefe von Schülern, Eltern und Gemeindemitgliedern. Wir haben nach dem Material gesucht, was am ehesten ihre Perspektive zeigen könnte.“

Wie wurden die Texte vertont?

D. Groó: „Wir haben uns dafür entschieden, die Briefftexte nicht von professionellen Schauspielern lesen zu lassen. Am liebsten hätte ich natürlich Zeitzeugen von Regina dafür genommen, doch als ich 2008 mit der Recherche begann, waren beinahe alle bereits gestorben. Von den 15.000 Kindern, die in Theresienstadt waren, haben nur 100 überlebt. Daher bat ich meine Großmutter, selbst Holocaustüberlebende, dem Film ihre Stimme zu leihen.“

Was hat Sie besonders an der Geschichte beeindruckt?

D. Groó: „Einen Charakter durch die Augen der anderen zu sehen und zu beschreiben. Mich beeindruckte ihre Hingabe als Rabbinerin, sie wollte niemals für sich selbst Werbung machen. Sie wollte helfen, wo alle anderen flohen. Ich bewundere diese Stärke, diese Größe. Menschen brauchen in schlimmen Situationen Worte, die ihnen wieder Mut geben und selbst im Angesicht von Mord, Krieg und Deportation beschloss Regina zu bleiben und zu helfen. Außerdem hat mich ihre Bescheidenheit beeindruckt. Die Ordination war sicherlich sehr wichtig für sie, aber es war ihr auch wichtig, wie andere Menschen über sie dachten. Denn letztendlich ist es dein Charakter und dein Sinn für Humanismus, der dich qualifiziert.“

G. Weisz: „Und das ist etwas, was für die Zukunft bewahrt werden muss. Wir waren seit 2013 mit dem Film in Paris, den USA, Budapest, Hongkong und London, wir haben verschiedene Preise gewonnen. Die Reaktionen auf den Film waren immer anders, vielleicht war es uns deshalb so wichtig, heute in Berlin zu sein. Denn man sieht in jedem Gesicht hier, dass diese Geschichte berührt und das auf eine besondere Art. Hier herrscht eine besondere Atmosphäre, ein Vibrieren, eine Lebendigkeit der Anteilnahme. In London zum Beispiel wirkten die Menschen sehr distanziert.“

George Weisz hat tatsächlich Recht. Als ich das Kino verlasse und durch das Scheunenviertel zurück zur Bahn spaziere, sehe ich Regina Jonas. In Häusereingängen, auf der Straße, immer wieder flackern Szenen des Films, Bilder und Stimmen, vor meinem inneren Auge hoch. Tatsächlich hat der Film geschafft, was ich nicht für möglich gehalten hätte: Aus einem einzigen Foto wurde ein Film, der mich auf eine Weise einer Person näherbringt, die ich nicht für möglich gehalten hätte.

„Beim Tod des Vaters konnte die Familie nicht mal einen Rabbiner bezahlen.“

verlor die Fassung. Stattdessen ging sie ruhig und unbeirrt den Weg, den sie sich ausgesucht hatte, sie wollte mit der Rabbinerwürde ihre tiefe Liebe zum Judentum bekräftigen. Sie wurde keine provozierende Feministin, schloss sich nicht dem Reformjudentum an, sie war eher den traditionellen und orthodoxen Werten ihrer Kindheit verbunden. Ihre Überzeugung, dass das Rabbineramt für Männer und Frauen geeignet ist, war aber felsenfest, in Hinblick auf ihre eigene Rolle glaubte sie an eine Berufung Gottes.

Nach ihrem Abschluss arbeitet sie für die jüdische Gemeinde in Berlin

verursachen Gänsehaut als der Film endet und der Abspann läuft. Langsam betreten Diana Groó, die Regisseurin und der Produzent George Weisz, Vater der Schauspielerinnen Rachel Weisz, den Raum. Beide haben ein leises, feierliches Lächeln auf den Lippen, sie sind aufrichtig interessiert an den Reaktionen des Publikums. Berlin, so erklären beide voller Überzeugung, sei wohl die wichtigste Station ihres Films. Obwohl der Film bereits in London, Hongkong und Moskau gezeigt wurde, ist Berlin etwas ganz besonderes, denn Regina Jonas „kommt nach Hause“.

Das Publikum kann im Gespräch mit

Von Simone Scharbert

Erstmals erscheinen noch unbekannte Gedichte Hannah Arendts in einer eigenen Ausgabe und betonen einmal mehr die Bedeutung der Dichtkunst für das Werk der Philosophin.

„Damit Du aber weißt, wie mir zumute ist, schreib ich Dir ein Gedichtchen, das mir so kam ...“ Am 1. Mai 1952 schickt Hannah Arendt ihr Gedicht „Fahrt durch Frankreich“ an ihren Mann Heinrich Blücher. Von „Blüten jubeln in dem Winde“ und „Himmel blaut und grüßt mit Linde“ ist die Rede, ein Frühlingsgedicht in bester romantischer Manier, man meint Mörikes blaues Band grüßen zu hören. Zeit ihres Lebens hat sich die Philosophin immer wieder mit Gedichten beschäftigt und intensiv auseinandergesetzt. Zum Beispiel in ihren Ausführungen zur Dichtkunst in der Vita activa, wenn sie etwa schreibt: „So bleiben Gedichte, unter den Gedankendingen der Kunst, dem Denken als solchem, am engsten verhaftet; sie sind gleichsam die wenigst dinglichen unter den Weltdingen.“ Dieses Grundverständnis von Dichtung charakterisiert auch Hannah Arendts spätere Kommentare zu Werken von Brecht oder Broch, ebenso wie ihre vielen Korrespondenzen. Seien es nun die Briefe an den einstigen Geliebten Martin Heidegger, den Doktorvater Karl Jaspers oder an ihren zweiten Mann Heinrich Blücher, die leichthändig zwischen privatem Austausch, zukünftigen Ideenskizzen und gesellschaftspolitischen Bestandsaufnahmen changieren. Und immer wieder auf Dichtung Bezug nehmen. Dass Hannah Arendt auch selbst Gedichte geschrieben hat, ist daher wenig verwunderlich. Dass die 71 Gedichte der Philosophin erst jetzt veröffentlicht werden, hingegen schon.

Rechtzeitig zum vierzigjährigen Todestag der großen Denkerin hat der Piper Verlag nun die Gedichte Hannah Arendts erstmals vollständig herausgegeben. Ein großes schwarzes A prangt auf dem hellblauen Cover, eine junge Hannah Arendt blickt einem aus dem Ausschnitt des Buchstabens entgegen. Schon die äußere Aufmachung will offenbar zeigen, dass der Leser hier einer anderen Hannah Arendt begegnen wird; ihr souveräner Auftritt in späteren Interviews wird in der grafischen Gestaltung des Bandes versteckt. Der



programmatische Titel der Gedichte „Ich selbst, auch ich tanze“ unterstreicht diese Anmutung, ein Zusammenhang mit den vielzitierten Forderungen Arendts „Ich will verstehen“ oder „Von den Dichtern erwarten wir Wahrheit“ lässt sich auf den ersten Blick nicht herstellen. Der Lektüre schadet das aber keineswegs. Zeitlich lassen sich die Gedichte in zwei Phasen einordnen: Die ersten 20 Gedichte entstehen in den Jahren 1923 bis 1926; den Großteil ihrer lyrischen Arbeiten beginnt Hannah Arendt aber erst ab 1941 im New Yorker Exil zu verfassen. Gedichte aus knapp fünf Jahrzehnten sind in diesem schmalen Band versammelt und mit einem Nachwort von Irmela von der Lühe versehen, das allerdings dem Leser mehr zu Arendts Gedichten erzählen könnte.

1904 wird Hannah Arendt in der Nähe von Hannover geboren. Schon während ihrer Schulzeit wird deutlich, dass sie ein autark denkender Geist ist und sich ungern in Grenzen weissen lässt. Ihr Abitur macht sie in Berlin als Externe ein Jahr früher als gedacht, mit 18 Jahren beginnt sie 1924 in Marburg Philosophie, Theologie

Die dichtende Denkerin

Zum 40. Todestag von Hannah Arendt

und Griechisch zu studieren und versammelt schnell einen Kreis junger Studenten um sich. Der Philosoph und Hannah Arendts langjähriger Freund, Hans Jonas, beschreibt anlässlich Arendts Todesfeier 1975 seine erste Begegnung mit der jungen Studentin: „Intellektueller Glanz war damals kein seltener Artikel. Aber bei ihr war es eine Intensität, eine innere Richtung, ein Instinkt für Qualität, eine Suche nach dem Wesentlichen, ein Eindringen in die Tiefe, das einen Zauber um sie herum verbreitete“. In diese Zeit fällt dann auch die Bekanntschaft mit Martin Heidegger, die beiden verlieben sich einander. Erst die Briefwechsel werden Jahrzehnte später richtig Aufschluss über das intime Verhältnis der beiden geben, gleichsam den biografischen Kontext für Hannah Arendts frühe Gedichte stellen. Etwa für „Spätsommer“, das im Sommer 1925 entsteht.

*Der Abend hat mich zugedeckt
So weich wie Samt, so schwer wie Leid.
Ich weiß nicht mehr, wie Liebe tut
Ich weiß nicht mehr der Felder Glut
Und alles will entschweben,
Um nur mir Ruh zu geben.*

Aus dieser Zeit datiert auch Hannah Arendts autobiografische Selbstskizze mit dem Titel „Schatten“, die sie für Heidegger schreibt. Der Ton ist den frühen Gedichten ähnlich, oft schwermütig und lässt den Einfluss von Dichtern wie Goethe und Rilke ahnen, etwa wenn es heißt: „Mag sein, dass in dem Verfallensein an die Angst und in dem an die Sehnsucht ein Identisches lag, nämlich: verfallen sein, in eine Sucht gebannt sein – diese starre Hingegenheit an ein Einziges, wenn der leere Blick die Mannigfaltigkeit vergisst oder für nichts achtet, ganz erfüllt von der Sucht und der Leidenschaft.“

Der aufkommende Nationalsozialismus zwingt Hannah Arendt zu einer Politisierung ihres eigenen Lebens. Mit ihrem ersten Mann, dem Philosophen Günther Stern, geht sie nach Berlin. Sie arbeitet weiter an ihrer Studie über Rahel Varnhagen, aber bald auch für zionistische Organisationen. Zuletzt für die Jewish Agency in Paris, bevor sie mit ihrer Mutter und ihrem zweiten Mann Heinrich Blücher 1940 aus dem südfranzösischen Lager Gurs in die USA flüchten kann. Anfangs noch für die Emigrantenzweitschrift Aufbau tätig, setzt sie sich als Lektorin im Schocken-Verlag um Veröffentlichungsmöglichkeiten für emigrierte

Autoren wie etwa Hermann Broch ein. Eine besondere Stellung nimmt das Werk von Walter Benjamin ein, den sie noch aus ihrer Pariser Zeit kennt und der sich 1940 aus Angst vor den Nazis das Leben nimmt. Für Hannah Arendt ist er einer der Dichter, die „dichterisches Denken“ verkörpern. Unter den späteren lyrischen Arbeiten finden sich dann auch Gedichte für Walter Benjamin und Hermann Broch, aber auch für andere langjährige Weggefährten, wie den Zionisten Kurt Blumenfeld.

Einem einheitlichen Duktus folgen Hannah Arendts Gedichte in „Ich selbst, auch ich tanze“ nicht; oft arbeiten sie mit dem Nachklang anderer Dichter. Mitunter wirkt Hannah Arendts Lyrik wie eine Ansammlung verdichteter Notizen zu Ereignissen in ihrem Leben. Mal findet sich Heiteres und Ironisches wie im titelgebenden Gedicht „Traum“ in den Versen, oft aber auch Schwermütiges. Offensichtlich war es der Philosophin ein Bedürfnis, sich neben der theoretischen Auseinandersetzung mit der Dichtkunst, wie etwa in der Vita activa, auch selbst in Gedichten auszudrücken und Erlebtes darin festzuhalten. Das letzte Gedicht des Bandes stammt aus dem Jahr 1961. Jenem Jahr also, in dem Hannah Arendt als Berichterstatterin für den „New Yorker“ beim Eichmann-Prozess in Jerusalem unterwegs war. Ihre bahnbrechende Totalitarismus-Studie „Elemente und Ursprünge totaler Herrschaft“ war zu diesem Zeitpunkt bereits auf Deutsch erschienen und Hannah Arendt durch Vortragsreihen und Vorlesungen u.a. in Chicago, Harvard und Princeton zu einer der wichtigsten Denkerinnen des Zwanzigsten Jahrhunderts in der öffentlichen Wahrnehmung avanciert. Umso mehr mögen einen die Zeilen ihres letzten Gedichtes „Ohne Titel“ in Staunen versetzen. Vielleicht aber zeigen sie schlichtweg auch eine andere Hannah Arendt jenseits ihrer politisch-philosophischen Arbeiten. Und genau so sollte man diesen Band auch lesen, als poetisches „Gedankending“ einer großen Theoretikerin. Hannah Arendt starb am 4. Dezember 1975 in New York.

*Dann werden die Schritte gezählt sein
Durch die Ferne und durch die Näh;
Dann wird dieses Leben erzählt sein
Als der Traum von eh und je.*

Hannah Arendt:
Ich selbst, auch ich tanze.
Piper Verlag, 2015

TUS REISEBÜRO

IHR SPEZIALIST FÜR ISRAELREISEN

Flüge weltweit | Reiseberatung und Planung | Visum für GUS-Länder

7Tage

ISRAEL RUNDREISEN

pro Person ÜF/ DZ

Flüge nach Israel mit TUS REISEBÜRO

EL AL | EasyJet | UP | Germania

UNSERE HOTELANGEBOTE IN ISRAEL

- HOTEL LOT Dead Sea 3* DZ | HP AB 650 EUR p.P.
- HOTEL Dan Panorama Eilat DZ/ÜF AB 700 EUR p.P.
- HOTEL Park Jerusalem 3* DZ/ÜF AB 455 EUR p.P.
- HOTEL Grand Beach TLV 4* DZ/ÜF AB 430 EUR p.P.

ab 887 EUR

ab 75 EUR

TAGESAUSFLÜGE

Tel Aviv Jaffa
Nazareth Galiläa
Haifa Ceasaria Akko
Jerusalem Bethlehem

EXCLUSIVE TOURS

VIETNAM ab 1920€ (15 Tage)

SRI LANKA ab 1350€ (10 Tage)

MADEIRA ab 699€ (7 Tage)

GEORGIEN ab 650€ (7 Tage)

ASERBAIDSCHAN ab 850€ (7 Tage)

ST. PETERSBURG ab 450€ (4/5 Tage)

Entdecke unsere Reiseangebote auf TUS-REISEN.com

Kantstr. 97, 10627 Berlin, Tel: 030/217 61 17

www.TUS-REISEN.com

Denker des Zweifels

Zum Tod von André Glucksmann

Von Marko Martin

Welch schreckliche Koinzidenz! Ausgerechnet am Tag der Beerdigung von André Glucksmann wurde seine Heimatstadt Paris zum Tatort terroristischen Massenmords. Grauenhafte Bestätigung seiner Thesen, die so manch jüngerer Zeitgenosse bereits unter der Rubrik „Hysterie“ hatte abheften wollen: Das Undenkbare denken. Nichts Unmenschliches sei Dir fremd, um zum Schutz des Menschlichen gewappnet zu sein.

Glucksmanns Philosophie war eine von Sokrates und Karl Popper geprägte Negativ-Sicht, eine konkrete Menschenfreundlichkeit: Da wir uns weder über die letzten Dinge einig werden können noch über die Details eines allgemeinen guten Lebens, müssen wir uns zusammenschließen in der konkreten Abwehr von physischem Leid, Unterdrückung, Terror und Folter. „Die Gemeinschaft der Überzeugten muss der Solidarität der Erschütterten weichen, will man Ethik begründen. Was wir brauchen, ist eine Moral der Ersten Hilfe. Den Scharlatanen aber überlassen wir es, Rezepte für sicheres Glück auszustellen.“

André Glucksmann wurde 1937 als Kind nach Frankreich geflüchteter mitteleuropäischer Juden geboren. Sein Vater starb zu Beginn des Krieges, die Mutter rettete den Sohn und die Tochter aus einem französischen Internierungslager, dessen Insassen bereits für den Weitertransport nach Drancy und Auschwitz vorgesehen waren. „Als auf den Bahnsteigen die Selektionen durchgeführt wurden“, schrieb er in seiner 2006 veröffentlichten Autobiographie „Wut eines Kindes, Zorn eines Lebens“, „teilte man uns den Nicht-Juden zu, während die Mehrzahl zu ihrem verhängnisvollen Bestimmungsort aufbrach. Ich gehöre also zu denen, die ihr Leben der Impertinenz einer rebellischen Mutter verdanken, dem, was man im Jiddischen Chuzpe oder im Griechischen Parrhesia nennt.“

Zu Beginn seiner intellektuellen Laufbahn war Glucksmann 68er-Maoist, dann Assistent des großen Liberalen Raymon Aron und schließlich, unter dem Eindruck der Lektüre Alexander Solschenizyns, ab 1974 einer der Köpfe der antitotalitären „nouveaux philosophes“. Weit entfernt davon, KZ und Gulag gegeneinander auszuspielen und zu relativieren, bezogen sich diese jungen, fast ausnahmslos jüdischen Intellektuellen auf Hannah Arendt und brachen damit das Schweigekartell der französischen Gesellschaft, deren Linke den Stalinismus verharmloste, während die Rechte weiterhin die Kollaboration von Vichy verdrängte. Da waren also André Glucksmann, Bernard-Henri Lévy,



André Glucksmann 1979 mit Jean-Paul Sartre, von dem er sich später jedoch gedenklich distanzierte

Alain Finkielkraut und Pascal Bruckner. In den späten siebziger und frühen achtziger Jahren hatte sich Glucks-

schichte: André Glucksmann starb am 10. November 2015, nur wenige Stunden vor Helmut Schmidt, der sich

„Weit entfernt davon, KZ und Gulag gegeneinander auszuspielen und zu relativieren, bezogen sich diese jungen, fast ausnahmslos jüdischen Intellektuellen auf Hannah Arendt und brachen damit das Schweigekartell der französischen Gesellschaft, deren Linke den Stalinismus verharmloste, während die Rechte weiterhin die Kollaboration von Vichy verdrängte.“

mann dann bei der westdeutschen Friedensbewegung unbeliebt gemacht, da er – aus eben jener Philosophie der ethisch notwendigen Abschreckung heraus – den NATO-Nachrüstungsbeschluss verteidigte. Ironie der Ge-

seinerzeit aus den gleichen Gründen mit den Gefühlspazifisten der eigenen Partei überworfen hatte. Freilich hörten damit die Gemeinsamkeiten auch schon auf. Denn André war ein Empathiker, ein Menschenfreund und Menschenrechts-Universalist – von Argentinien über Bosnien, Ruanda, Algerien, Tschetschenien bis hin zu Russland, dessen Dissidenten er immer wieder beistand.

Und er war mein Freund und Lehrer, Gesprächspartner während so zahlreicher Besuche in seiner Wohnung unterhalb des Gare du Nord. Wie verblüffend und untypisch: Der Familienvater mit dem markanten Charaktergesicht und dem inzwischen grau gewordenen Pagenschnitt war Dauergast der Medien, bei Fernsehdiskussionen und in Zeitungsaufsätzen und Petitionen, und

doch war ihm jegliche Eitelkeit fremd, ging es ihm nicht einmal um „die Sache“, sondern tatsächlich...um den konkreten Menschen, den von rechten, linken oder religiösen Fanatikern Geschundenen, der vor Leid bewahrt werden musste.

Und wie überraschend auch das: Seine weitläufige Hinterhofwohnung in der Rue du Faubourg-Poissonnière voller Bücher, doch der Salon ein kleiner Versaillischer Spiegelsaal mit beinahe feudal anmutenden Möbeln – darin aber Besucher aus nahezu allen Weltgegenden, von Ostberlin bis Sarajewo und Grosny, denen „Glucks“, wie ihn seine Freunde nannten, beizustehen versuchte. Sein Zorn galt den Pinochets, Arafats, Bin Ladens, Milosevics und Putins dieser Welt, seine Verachtung ihren westlichen „Verstehern“, den angeblich realpolitischen „Machern“. Unvergessen, wie mich André einmal aus seinen großen, von Belustigung zu Tieftraurigkeit changierenden Augen anblickte und sagte: „Mitterrand hat sein Leben beendet wie er es begonnen hatte – als Komplize eines Völkermordes, von Vichy bis Ruanda. Und mit Leuna hat er sogar vermocht, den armen Helmut Kohl ins Zwielficht zu zerren.“

Und doch bleibt von André Glucksmann mehr als die Erinnerung an präzise Zeitdiagnostik. Was bleibt, ist sein Verständnis von Ethik und jenes in Variationen immer wieder nuancierte und mit sprachartistischer Finesse vorgebrachte Credo: „Alles fängt damit an, seine eigene Verwunderung zu akzeptieren. Man darf nicht zögern, sie zum Ausdruck zu bringen, darf die entstandene Diskrepanz nicht fürchten, auch auf die Gefahr hin, dass man sich elend und allein fühlt. Die Erkenntnis des Inhumanen bedingt die Definition des Humanen als Nicht-Inhumanes.“ Seine zahlreichen Bücher sind deshalb auch weiterhin intellektuell relevante Einsprüche gegen ein argloses Humanitätsgesumm, das angesichts jeden neuen Schreckens ein statisch neugierloses „Warum?“ murmelt. Nicht zufällig kam „Glucks“ immer wieder auf jene Episode zurück, die ihm Hans Christoph Buch – zusammen mit Peter Schneider einer seiner deutschen Schriftstellerfreunde – aus Afrika mitgebracht hatte. Frage an einen liberianischen Freischärler, warum er töte. Dessen Antwort: „Why not?“ Glucksmanns starkes Antidot ist auch in seinen letzten Büchern zu finden, in der Eloge auf Sokrates (dessen subversive Skepsis er mit Heideggers antisemitischen Schollen-Geraune konfrontiert) und jenem Buch über den Hass, dessen auf Montaigne rekurrierende Schlusszeilen sich nun lesen wie ein Epitaph auf die Pariser November-Toten: „Sich auf den kleinsten gemeinsamen Nenner einigen, um die Gefahr des Abschachtens zu vermeiden. Denn die anständigen Menschen, aufrichtigen Geistlichen aller Religionen und illusionslosen Realisten kennen ihre Grenzen. Deshalb brauchen sie den Hass nicht einmal zu hassen, um sich seinem tödlichen Wahn zu widersetzen.“

Voilà, No Pasaran. Leb' wohl, mein alter weiser Freund. Schalom Chaver.

Marko Martin, geb. 1970, veröffentlichte zuletzt den Essayband „Treffpunkt '89. Von der Gegenwart einer Epochenäsur“ sowie das literarische Tagebuch „Madiba Days. Eine südafrikanische Reise“ (Wehrhahn Verlag).

DIE ÄLTEREN AUSGABEN DER „JÜDISCHEN RUNDSCHAU“ SIND IN DER REDAKTION ERHÄLTICH.

Wenn Sie eine oder mehrere Ausgaben brauchen, teilen Sie uns bitte auf dem Postweg (J. B. O., Postfach 12 08 41, 10598 Berlin) mit, welche genau, an welche Adresse sie geschickt werden sollte und legen Sie bitte als Bezahlung Briefmarken zu je 62 Cent bei:

- Für eine Ausgabe – 3 Briefmarken;
- Jede weitere Ausgabe – eine zusätzliche Briefmarke.

Von Schanghai über Prag und Israel nach Köln

Die bewegte Geschichte des Rundfunkredakteurs Peter Finkelgruen

von Roland Kaufhold

Köln, März 2012: Ein kalter Vorfrühlingstag. 70 Menschen haben sich auf dem Grünstreifen neben der Straßenbahn versammelt, inmitten des belebten Stützgürtels. Der Journalist und Schriftsteller Peter Finkelgruen schaufelt Erde auf die gerade eingepflanzte junge Linde, seine Frau Gertrud begießt die Triebe. Rechts und links davon sind am Tag zuvor zwei schwere Steinfindlinge platziert worden. Einer trägt eine von der Stadt Köln gestiftete Plakette: Dieser Baum wurde anlässlich des 70. Geburtstages von Peter Finkelgruen gepflanzt - „in Erinnerung an seinen im Kleinen Lager Theresienstadt ermordeten Großvater Martin Finkelgruen“. Für ihn hat sich ein Kreis geschlossen: Ein Leben, das 1942 als Flüchtlingskind in Schanghai begann.

Von ihrem gemütlichen Wohnzimmer aus blicken die Finkelgruens nun auf den Baum und den Stein – zugleich ein „Grab“ für seinen 1944 in Theresienstadt ermordeten Großvater.

Als Flüchtlingskind in Schanghai

Peter Finkelgruen wird am 9. März 1942 im Ghetto Schanghai geboren. Dorthin waren seine Mutter und seine Großmutter mit ihm geflohen. Sein Vater Hans Leo ist, in Folge der nationalsozialistischen Verfolgung, kurz nach Peters Geburt verstorben. Schanghai war für viele jüdische Flüchtlinge ein Zufluchtsort. 20.000 Juden flohen in die ihnen unbekannte Stadt, der wohl bekannteste ist Michael Blumenthal, langjährige Leiter des jüdischen Museums von Berlin. Die Flüchtlinge A bauen eine kleine Infrastruktur auf, der Psychoanalytiker Adolf Josef Storfer gründet 1939 die Exilzeitschrift „Gelbe Post“. Die Lebenssituation ist von Armut, Kälte und Krankheiten geprägt. Im November 1942 beginnt, unter dem Druck des Deutschen Reiches, die Ghettoisierung der Juden.

Seine Eltern betreiben in Schanghai einen kleinen Laden für Handschuhe und Lederwaren. Einige Erinnerungen sind Finkelgruen geblieben: „Heute ist manches in mir zurückgekommen, wir drei in einem kleinen Zimmer, Gerüche, Laute, fette, große Ratten. Ich habe eine wahnsinnige Rattenphobie.“ Von Schanghai aus schreibt seine schwer kranke Mutter an die in Palästina lebende Schwester ihres Mannes einen dringlichen Brief: „Ich möchte Euch Peterle nochmals ans Herz legen. Es ist mein ausdrücklicher Wunsch, dass er dann zu Euch soll.“

Bei seinen jahrelangen Recherchen über seine ihm zuvor weitestgehend unbekannt Kindheit und über die Ermordung seines Großvater Martin – dokumentiert in seinen Büchern „Haus Deutschland“ und „Erlkönigs Reich“ – eignet er sich seine eigene, ihm verborgen gehaltene Lebensgeschichte mühsam an. Ein schwieriges deutsch-jüdisches Erbe, angefüllt mit Ängsten. Als der Filmemacher Dietrich Schubert 1997 den Dokumentarfilm „Unterwegs als sicherer Ort“ über Finkelgruens außergewöhnliche Vita dreht, findet ein Teil der Dreharbeiten in Schanghai statt. Eine aufwühlende Wiederbegegnung. Und soeben ist Peter Finkelgruen von einer Schanghai-Reise zurückgekehrt, die er gemeinsam mit seinem 25-jährigen Enkelsohn unternommen hat.

Jugend in Prag und Israel

Ende 1946 geht der vierjährige Peter mit seiner Großmutter und seiner schwerkran-



ken Mutter nach Prag. Knapp fünf Jahre lebt er dort, besucht eine Grundschule, eignet sich noch eine neue Sprache an. Schmunzelnd erinnert er sich: „Das waren eigentlich die beinahe einzigen ordentlichen Schuljahre meines Lebens.“

Im kommunistischen Prag weiß Peter nur wenig über Westdeutschland. „West-Deutschland, das hatte ich erfahren, war der Quell alles Bösen. Überhaupt war alles, was westlich war, gefährlich, dunkel und drohend“, erinnert er sich.

Eine prägende Jugend in Israel

Juni 1951 – ein erneute Zäsur. Gemeinsam mit seiner Oma Anna – seine Mutter ist inzwischen verstorben – gehen sie in den ihnen völlig unvertrauten, drei Jahre zuvor gegründeten jüdischen Staat. Einzige Anlaufstation sind die Tante und der On-

Padres betriebene Schule. Der Unterricht findet in Französisch und Arabisch statt: „Ich verstand noch weniger als in Hebräisch. Ich wurde krank, bin tagelang abgehauen, kannte Haifa von oben bis unten. Ich ging in Antiquariate statt zur Schule. Jerry-Cotton-Hefte, Zeitschriften wie Stern und Kristall, nach und nach deutsche Bücher. Dann kam ich in ein schottisches Internat. Der anglikanische Pfarrer dort war eine Lichtgestalt für mich, eine Art Vaterersatz. Alle Jungen mochten ihn, und alle mit problematischem Hintergrund. Auf der Schule gab es Christen, Mohammedaner, Juden.“

Ein Leben in Deutschland

Nach dem Abitur ist Peter Finkelgruen in einer schwierigen Lebenssituation: Er hat kein Geld, möchte studieren, was ihm

Hammakabi. Die Sicherheitszäune im bedrohten Kibbuz lösen in Anna Ängste aus. Nach kurzer Zeit verlassen sie den Kibbuz und ziehen in ein in der Nähe von Haifa gelegenes arabisches Dorf. Von einem Ziegenhirt holt er regelmäßig Milch. Israel, welches er mit 17 Jahren wieder verlassen sollte, bleibt seine prägendste Lebenserfahrung. In Haifa besucht er eine von französischen

1963 beginnt er in Köln als Rundfunkredakteur bei der Deutschen Welle. 1979 gibt er gemeinsam mit seinem Freund Henryk Broder für 18 Monate die „Freie jüdische Stimme“ heraus – es war das erste unabhängige, „linke“ jüdische Magazin. Von 1981 bis 1988 dann seine spannendste Zeit: Er wird Israelkorrespondent in Jerusalem. Diese Jahre waren in Israel mit großen Hoffnungen auf einen Friedensprozess erfüllt.

Nach seiner Rückkehr nach Deutschland beginnt seine schwerste Auseinandersetzung: Durch Zufall erfährt er den Namen des Mörders seines Großvaters, Malloth. Dieser lebt gut betucht in einem bayrischen Altersheim. 13 Jahre lang führt er einen Kampf gegen die deutsche Justiz. Eine zermürbende Erfahrung, die er in zwei Büchern dokumentiert. Seinem Kölner Freund Ralph Giordano reißt irgendwann der Geduldsfaden. Als der verantwortliche Staatsanwalt nun Peter Finkelgruen verklagt – und nicht den Mörder – titulierte er diesen öffentlich in der „Frankfurter Rundschau“ als einen „emotionslosen Ochsenfrosch“. Der Staatsanwalt will daraufhin Giordano anklagen – und nicht den Mörder. Peter Finkelgruen erlebt weitere Unterstützung – in Israel: Der Dramatiker Joshua Sobol verfasst 1994 in Israel ein Theaterstück über Finkelgruens einsamen Kampf. Dieser reist mit seiner gesamten Familie zur Uraufführung. 2001 wird Malloth für den Mord doch noch verurteilt.

Ein Kinderbuch

Nach seiner Pensionierung versucht er seine Geschichte an die neue Generation weiterzugeben. Gemeinsam mit seiner Ehefrau Gertrud Seehaus verfasst er das Kinderbuch „Opa und Oma hatten kein Fahrrad“. In kindgemäßer Weise erzählen sie hierin über ihre sehr unterschiedlichen Lebenswege.

Das Schicksal der Flüchtlinge, die Zuflucht in Europa suchen, bestürzt ihn. Er fühlt sich ihnen nahe. Die Erinnerungen an seine eigenen Fluchten, der Zufall seines Überlebens in Schanghai, teilt er mit ihnen. Der Blick auf seinen Baum, seinen Gedenkstein, berührt Peter Finkelgruen auch heute noch.

„ Im November 1942 beginnt, unter dem Druck des Deutschen Reiches, die Ghettoisierung der Juden im fernen Schanghai.“

kel. Peter muss erneut eine neue Sprache lernen, er gerät in immer neue Sprach- und Seelenverwirrungen. Als Anna einmal mit Peter deutsch spricht, wird sie von einem Überlebenden der Schoah geschlagen. Deutsch war die Sprache der Massenmörder. Der Neunjährige vermag all dies nicht einzuordnen. Und er hat niemanden, der mit ihm hierüber spricht.

Anfangs leben sie im Kibbuz Kfar

in Israel nicht möglich ist. Er reist nach Deutschland, studiert Soziologie und Geschichte. Dennoch: Seine Ängste im Land der Täter nehmen zu: „Ich hatte Herzklopfen und Ängste, als ich nach Deutschland kam. Ich musste Techniken entwickeln, mich gegen diese Angst zu wappnen. Deutschland war das Land, das mich ausgestoßen hatte, noch ehe ich überhaupt auf der Welt war.“

BEAUVITÉ®

... wo die Schönheit zu Hause ist.

Kosmetik • Friseur • Maniküre • Pediküre • Permanent Make-up • Wimpernverlängerung
Dauerhafte Haarentfernung • Lipolaser • Kryolipolyse • Kavitation • Mesotherapie
Faltenunterspritzung • Multipolare Radiofrequenz

Fasanenstraße 40 • 10719 Berlin • Tel: (030) 88 91 64 59

WWW.BEAUVITÉ.DE

Der jüdischen Filmmacher der Weimarer Republik

Die Juden bei der UFA in den 20er und 30er Jahren

Von Ulrike Stockmann

Wenn man sich die heutige Filmindustrie Deutschlands so ansieht, kommt man nicht umhin, sich zu fragen, ob diese den imposanten Namen „Industrie“ überhaupt noch verdient. Die hauseigenen Produktionen, die hierzulande in die Kinocharts kommen, gehen kaum über unterhaltsames Mittelmaß hinaus. Auch wenn Deutschland sich in den letzten Jahren überraschenderweise mit Komödien gut platzieren konnte, bleibt die Frage, was nach der Kinolaufzeit von ihnen bleibt.

Innovativere Konzepte oder anspruchsvolle Kunstfilme werden höchstens von versierten Kreativen angestrebt, die jedoch in den seltensten Fällen eine Förderung erhalten und daher ihre Projekte – wenn diese denn realisiert werden – höchstens als Low- oder No-Budget-Filme in kleinen Kinos zeigen können, wo sie dann kaum einer ansieht.

Daher ist es heutzutage fast unmöglich sich vorzustellen, dass es eine Zeit gab, in der die deutsche Filmindustrie weltweit so anerkannt und einflussreich war, dass sie Standards setzte und eine ernsthafte Konkurrenz zu Hollywood darstellte. In jener Epoche schufen Visionäre in Deutschland Werke, die buchstäblich Filmgeschichte schrieben, international von sich reden machten und bis heute symbolisch mit der „Goldenen Zeit“ des Kinos verbunden blieben: Man denke nur an eine Marlene Dietrich, die sich 1930 als „Blauer Engel“ verrückt in Strapsen auf einem Fass räkelte. Oder an Brigitte Helm, die 1927 die „Roboter-Maria“ im Monumentalfilm „Metropolis“ verkörperte, und in der berühmten Schlüssel-szene sich von einer Maschine in eine verführerische Femme Fatale verwandelt.

Das Kino der Weimarer Republik vermochte es, ästhetisch und inhaltlich innovative und zugleich massentaugliche Filme zu schaffen. Der Beitrag, den Deutschland dabei leistete, ist verschiedenen Protagonisten und Protagonistinnen zu verdanken. Bekanntlich hatte die Zeit, in der künstlerische Kino-Experimente möglich waren, mit der Machtergreifung der Nazis 1933 in Deutschland ein vorläufiges Ende. Der politische Wind drehte sich und damit wurde die Luft für einige Kunstschaffende sehr dünn. Viele kreative Koryphäen mussten in die Emigration fliehen. Zahlreiche dieser Künstler waren Juden. Prozentual betrachtet war bis zu diesem Zeitpunkt der jüdische Anteil am deutschen Film bzw. der deutschen Kunstszene erstaunlich hoch. Einige der herausragendsten Künstler waren jüdischer Herkunft und ihr Beitrag zur deutschen (Kino)Kultur wird wohl häufig zu geringgeschätzt. Nicht umsonst herrscht dennoch die Meinung, dass speziell der deutsche Film sich nie von diesem Aderlass an Begabten erholt hat. Die schwache deutsche Filmindustrie von heute, ohne Stars und ohne Esprit, ist unter anderem eine späte Folge der Vertreibung jüdischer Filmschaffender aus Deutschland im Dritten Reich.

Der „Blaue Engel“

Betrachten wir als Beispiel für deutsch-jüdisches Kino Marlene Dietrich und ihren ersten großen Filmerfolg mit der Hauptrolle im „Blauen Engel“. Dieses Werk gilt als eines der wichtigsten Produktionen der Filmgeschichte. Bekanntlich war Marlene selber keine Jü-



Sternberg und von Pommern waren Juden. Emil Jannings hatte eine jüdische Mutter, konnte sich aber dennoch mit den NS-Machthabern arrangieren.

din. Viele, die an diesem Film und damit am Aufstieg der Dietrich beteiligte waren, jedoch schon.

So stammt das Drehbuch – nach dem Roman „Professor Unrat“ von Heinrich Mann – aus der Feder von Karl Gustav Vollmoeller, Robert Liebmann und Carl Zuckmayer. Die letzten beiden waren Juden. Robert Liebmann – bis 1933 UFA-Dramaturg – wurde 1942 im KZ Auschwitz ermordet. Carl Zuckmayer war ein bekannter Theaterautor und Dramaturg, hatte mit Bertolt Brecht und Max Reinhardt gearbeitet. 1938 musste er in die Emigration fliehen.

Emil Jannings war Marlenes Co-Star und spielte den hoffnungslos in sie verschossenen Professor Unrat. Auch er hatte eine jüdische Mutter. Schon vor der Entstehung des „Blauen Engel“ war Jannings eine Film-Legende – 1929 war ihm als allererstem Schauspieler überhaupt ein Oscar verliehen worden. Nach der Machtergreifung der Nazis kam seine Karriere wider Erwarten noch einmal in Schwung. Statt Deportation wurden ihm Hauptrollen zuteil, man ließ ihn Filme produzieren und gewährte ihm künstlerische Kontrolle. Trotzdem oder vielleicht gerade deshalb war unter seinen Werken auch der Propaganda-Film „Ohm Krüger“. Selbst mit Goebbels war er gut bekannt. Diesem scheint er als beliebter Vorzeige-Schauspieler so wichtig gewesen zu sein, dass die Nazis im Falle Jannings von Stammbaum-

Schnüffeleien nichts wissen wollten. Daher ließen sie auch seine Mutter zufrieden. Die Quittung für seine Kooperation mit dem Dritten Reich erhielt Jannings prompt nach Kriegsende: Die Alliierten verhängten über ihn lebenslanges Berufsverbot.

Filmhistoriker sind sich darüber einig, dass Marlene sich wohl nie zum internationalen Star hätte entwickeln können, wenn sie nicht den Regisseur des „Blauen Engels“ – Josef von Sternberg – zum Mentor gehabt hätte. Auch von Sternberg war Jude. Geboren 1894 in Wien, siedelte seine Familie nach ein paar Jahren nach New York über. Er wurde ein gefragter Hollywood-Regisseur, leitete 1928 auch den Film „The Last Command“, der Emil Jannings den oben erwähnten Oscar einbrachte. Dies machte Josef von Sternberg endgültig zum Star; er galt auf dem Regiestuhl als Meister für Licht und Schatten. Schließlich rief man ihn für den „Blauen Engel“ nach Deutschland.

In Marlene Dietrich fand er sein ideales Pendant – eine gelehrige, junge Schauspielerin, die unter seiner Regie-Führung aufblühte. Wie Marlene sich später erinnerte, wollte sie bei ihrer ersten Film-Hauptrolle vor allem eines: Josef von Sternberg gefallen, seinen Anweisungen folgen, sich ihm beweisen. Bald begannen die beiden eine Affäre.

Der Regisseur nahm sich Marlenes an, wollte einen Star aus ihr machen, ihr zu

einer Hollywood-Karriere verhelfen. Die Neuerschaffung der Dietrich – inklusive Blondierung, 15 Pfund weniger und vier gezogener Backenzähne – ist wohl in erster Linie von Sternbergs Werk.

Direkt im Anschluss zur Filmpremiere des „Blauen Engels“ am 1. April 1930 setzten Marlene und von Sternberg nach Amerika über. Hier begann die Dietrich ihre internationale Karriere. In Hollywood entstanden weitere sechs Filme mit von Sternberg, in denen der Regisseur wieder seine bemerkenswerte Form des Ausleuchtens anwandte und damit den Mythos Marlene Dietrichs endgültig auf Zelluloid bannte.

Ein weiterer Mitwirkender am „Blauen Engel“, der 1933 ins Exil flüchten musste, war Friedrich Hollaender. Ebenfalls jüdischer Abstammung, wurde er 1896 in London geboren. Wenig später kehrte seine Familie nach Berlin zurück. Hier begann er in den „Goldenen Zwanzigern“ als Komponist und Texter für verschiedene Kabarett-Bühnen zu arbeiten. Bald fing er an, auch für den Film zu arbeiten. Die Schlager und Chansons, die Hollaender im Laufe seiner Karriere komponierte, gelten noch heute als Evergreens. Wer könnte sich schon den „Blauen Engel“ ohne seine berühmten Lieder, ohne eine Marlene Dietrich vorstellen, die „Ich bin von Kopf bis Fuß auf Liebe eingestellt“ schmachtet oder kess „Ich bin die fesche Lola“ singt?

Der Produzent des „Blauen Engel“ und außerdem von 1923 bis 1926 Mitglied im Vorstand der UFA war Erich Pommer. Seine wohl einflussreichste Produktion war „Metropolis“, entstanden 1925 und 1926. Wegen eben diesem Film wurde er jedoch von der UFA gefeuert. Sein Mammutprojekt sorgte zwar aufgrund der aufwändigen Produktion für Furore und beeindruckte wegen seiner damals neuartigen Ästhetik auch international. Kommerziell wurde der Film jedoch ein Reinfall; das Drehbuch erhielt vorwiegend negative Kritiken und nur wenige Zuschauer wollten den Film sehen.

Die finanziell bereits angeschlagene UFA ging beinahe bankrott und musste sich von einem Medienunternehmer aufkaufen lassen. Da der Film aber einen neuen Trend setzte und bis heute immer wieder in der Popkultur zitiert wird, gilt er als einflussreichster Stummfilm überhaupt und ist mittlerweile sogar Weltdokumentenerbe der Unesco.

Pommer begann anschließend in Hollywood zu arbeiten, kehrte jedoch für die Produktion des „Blauen Engel“ nach Deutschland zurück. Die UFA wollte es noch einmal mit ihm versuchen. Da dieses Mal die Kassen klingelten, durfte Pommer bis 1933 noch 14 weitere Spielfilme für die UFA produzieren. Als die Nazis an die Macht kamen, musste er – man ahnt es schon – emigrieren, da er als Jude galt. Er begann erneut in Hollywood zu arbeiten. Nachdem er die amerikanische Staatsbürgerschaft angenommen hatte, kehrte er 1946 nach Deutschland zurück – als oberster amerikanischer Filmoffizier. Dass ausgerechnet er als Teil der amerikanischen Militärregierung in seine ehemalige Heimat zurückkehren und den Nachkriegsfilm mitgestalten sollte, war für ihn gewiss nicht ohne Genugtuung. Schließlich hatte man ihn unter Hitler diskriminiert und aus der UFA geworfen. Eine Zukunft in Deutschland sah er jedoch nicht, obwohl er weiterhin dort Filme produzierte. 1949 kehrte er in die USA zurück und verstarb 1966 in Los Angeles.

Von Ludger Joseph Heid

Der Begriff „Sonderkommando“ hatte in der NS-Zeit drei unterschiedliche Bedeutungen. Er bezeichnete eine überwiegend aus SS-Männern bestehende Einheit zur Durchführung „spezieller Aufgaben“, nämlich die Ermordung von zumeist jüdischen Menschen, was als „Endlösung“ im nationalsozialistischen Sprachgebrauch benannt war. Im Ghetto von Lodz gab es ein jüdisches „Sonderkommando“ als Teil des „Jüdischen Ordnungsdienstes“. Und schließlich gab es die Bezeichnung „Sonderkommando“ – einer der vielen Nazi-Begriffe, die der Verschleierung der Verbrechen dienten – womit jüdische Häftlingseinheiten in Vernichtungslagern gemeint waren, die gezwungen waren, an den Gaskammern und in den Krematorien die Leichen der Mordopfer zu verbrennen, denen zuvor noch das Gold aus den Zähnen gebrochen werden musste.

Der Einsatz der jüdischen „Sonderkommandos“ war eng mit der Absicht verbunden, die Juden bis aufs Äußerste zu erniedrigen – und es gab keine größere Erniedrigung, als Juden zu zwingen, an einem Prozess teilzunehmen, an dessen Ende die Ermordung unzähliger ihrer Brüder und Schwestern stand. „Wir machten die schwarze Arbeit des Holocaust“, so drückte es Jaacov Gabai zutreffend aus, ein griechischer Jude und einer der wenigen Überlebenden des „Sonderkommandos“. Die Erfindung und Aufstellung der „Sonderkommandos“ war das dämonischste Verbrechen der Nationalsozialisten, insofern damit auch der Versuch unternommen wurde, das Gewicht der Schuld auf andere, nämlich auf die Opfer selbst, abzuwälzen.

Die „Sonderkommandos“ waren immer von den anderen Häftlingen isoliert und unterlagen ihrer unfreiwilligen Zeugenschaft am unmittelbaren Massenmord wegen einer besonderen Geheimhaltung. Die Mitglieder wurden in Abständen von wenigen Monaten ermordet und durch neue Häftlinge ersetzt. Auch waren sie sich bewusst, dass mit jedem Tag, an dem die abzusehende Befreiung von Auschwitz näher rückte, sich auch der Tag ihrer eigenen Ermordung näherte. Daraus resultierte jener tiefe unüberbrückbare Interessengegensatz zu den anderen Häftlingen, denn diese konnten wenigstens hoffen, wenn sie nur allen Befehlen der SS nachkämen und es ihnen gelänge, den grausamsten ihrer Bewacher zu entgehen, den Tag ihrer Befreiung zu erleben. Die „Sonderkommandos“ in Auschwitz konnten und wollten mit ihrem bewaffneten, gleichwohl chancenlosen Widerstand nicht warten, bis die Rote Armee am Horizont erschien.

Höchstens 100 Männer von den 3.000 Juden, die während der Jahre von 1941 bis 1945 im „Sonderkommando“ von Auschwitz-Birkenau „gearbeitet“ haben, blieben am Leben. Dass es gerade die „Sonderkommando“-Häftlinge waren, die im Oktober 1944 einen Aufstand wagten, war gewiss kein Zufall. Sie waren tagtäglich mit dem Tod konfrontiert und sie wussten nur zu genau, dass ihr eigenes Todesurteil längst gefällt war.

Es war ihre entsetzliche Lage, die sie zu ihren Untergrundaktivitäten und zum Widerstand drängte. Und sie wehrten sich, von nicht-jüdischen Häftlingen im Stich gelassen, alleine. Sie hatten nichts zu verlieren, dies war die absolute Wahrheit in ihrer ganzen Grausamkeit. Dabei waren die Aufständischen selbst die unglücklichsten der unglücklichen Kreaturen, die Unterdrücktesten aller Unterdrückten.

Eines dieser „Sonderkommandos“ organisierte im Herbst 1944 im Lager Birkenau einen Aufstand, der allerdings in der Historiografie des Holocaust bislang wenig Beachtung gefunden und sich auch kaum im öffentlichen Bewusstsein verankert hat.

Erfolglos, aber nicht vergebens

Im Oktober 1944 erhoben sich jüdische Häftlinge in Auschwitz

Der Aufstand wird zwar in vielen Büchern erwähnt und auch Zeugen haben über das Geschehen berichtet, doch die Revolte selbst blieb in der einschlägigen Literatur randständig. Der israelische Historiker Gideon Greif und der israelische Journalist Itamar Levin rekonstruierten erstmals in ihrer umfassenden Monografie den verzweifelten Versuch jüdischer Häftlinge in Auschwitz-Birkenau, dem unvorstellbaren Schicksal, das den Häftlingen des dortigen „Sonderkommandos“ auferlegt war, zu entkommen. Der Aufstand vom 7. Oktober 1944 brach nicht irgendwo im Lager Auschwitz-Birkenau aus, sondern in der Hölle selbst – in den Gaskammern und Krematorien.

Die Revolte war der einzige bewaffnete Aufstand in der Geschichte von Ausch-

den konnten. Von dem Zeitpunkt an, als der erste Stein auf die SS-Männer geworfen wurde, bis zu dem Moment, als die Leichen der letzten Aufständischen verbrannt wurden, vergingen nur rund zwölf Stunden – zwölf Stunden innerhalb der zwölfjährigen Schreckensherrschaft der Nationalsozialisten. Während dieser kurzen Zeitspanne wurden drei SS-Männer und 452 Aufständische getötet, 455 Tote der 60 Millionen Opfer des Zweiten Weltkrieges.

Die SS-Kommandantur war von der Aufstandsbewegung völlig überrascht worden, wie sich aus ihrer Fluchtmeldung vom 7. Oktober 1944 herauslesen lässt, in der es hieß: „Gegen 14:00 Uhr ist heute aus dem K. L. Auschwitz II vom Sonderkommando (Krematorium) eine größere

nicht: Der Aufstand am 7. Oktober 1944 dauerte nur wenige Stunden, auch wenn man die Zeit in Betracht zieht, die die Deutschen am Ende benötigten, um die Männer der Gaskammer/Krematorium 2, die aus dem Lager ausgebrochen waren, zu stellen und zu töten. Betrachtet man die Ereignisse nur aus dieser Perspektive, so handelt es sich lediglich um einen verschwindend geringen Teil jener viereinhalb Jahre, in denen das Lager Auschwitz bestand. Es war jedoch der einzige Aufstand, der in der größten Todesfabrik der Geschichte stattgefunden hat.

Die beiden Autoren haben eindrucksvoll die zählebig bewahrte Legende widerlegt, Juden hätten sich widerstandslos „wie Lämmer“ zur Schlachtbank führen lassen. Auch wenn nur drei SS-Männer bei dem



Von diesen „gewöhnlichen“ KZ-Häftlingen lebte das Sonderkommando getrennt

witz und es war hohe Zeit, dieser mutigen Erhebung ein publizistisches Denkmal zu setzen. Greif und Levin standen bei ihrer Recherche vor einigen Herausforderungen – es gibt so gut wie kein Quellenmaterial. Selbst die meisten Namen der Kämpfer,

Anzahl Häftlinge ausgebrochen. [...] Die Flüchtigen wurden bereits zum Teil bei der sofort aufgenommenen Verfolgung erschossen. [...] Kennzeichen: geschoren, auf dem l. Unterarm eintätowierte Nr. [...] Es sind noch 4 Häftlinge flüchtig.“ Welche

Aufstand umkamen, während von den geflüchteten jüdischen „Sonderkommando“-Häftlingen keiner überlebte, bezeugt der Aufstand den Mut der verzweifelten Juden. Er war ein Symbol.

Das vorliegende Buch ist ein Stück Literatur, die nicht zur entspannenden Lektüre zu rechnen ist, gleichwohl handelt es sich hier um eine unverzichtbare, wichtige Dokumentation, die auch den Rezensenten an die Grenzen des Erträglichen führt. Trotz der Singularität des Holocaust, trotz der Präzedenzlosigkeit von Auschwitz und der Unmöglichkeit, die tatsächlichen Lebensbedingungen des „Sonderkommandos“ nachzuvollziehen, sind die beiden Autoren der Wahrheit ein großes Stück nahegekommen, indem sie einfühlsam und bescheiden die Tatsachen so authentisch wie möglich beschrieben haben.

Nur wenige Helden der Untergrundbewegung und Aktivisten des Aufstandes überlebten und emigrierten nach Israel, wo sie Familien gründeten. Eliezer Eizenschmidt, der letzte Überlebende des „Sonderkommandos“, starb im Dezember 2014 in Israel. Filip Müller, der im Frankfurter Auschwitz-Prozess als Zeuge ausgesagt hatte, starb am 9. November 2013 in Deutschland.

Gideon Greif/Itamar Levin: *Aufstand in Auschwitz. Die Revolte des jüdischen „Sonderkommandos“ am 7. Oktober 1944*, Böhlau Verlag, Köln/Weimar/Wien 2015, 389 S., 24,99 Euro

„ Von dem Zeitpunkt an, als der erste Stein auf die SS-Männer geworfen wurde, bis zu dem Moment, als die Leichen der letzten Aufständischen verbrannt wurden, vergingen nur rund zwölf Stunden. “

die während der Revolte getötet wurden, sind nicht überliefert. Die schriftlichen Berichte der Deutschen über den Aufstand sind nicht erhalten geblieben, und auch die Sterbeurkunden der Häftlinge gelten als verschollen. Die wenigen überlebenden Augenzeugen, machten zum Teil widersprüchliche Aussagen.

Gemessen an üblichen historischen Maßstäben, war der Aufstand des „Sonderkommandos“ nur ein kurzes Ereignis und ein ungleicher Kampf war es sowieso. Die Häftlinge hatten lediglich Messer, Hämmer, Eisenstangen und ihre Fäuste. Die Handgranaten, die unter Lebensgefahr angefertigt worden waren, konnten nicht eingesetzt werden, da sie nicht mehr rechtzeitig aus den Verstecken geholt wer-

Bedeutung die Deutschen dem Aufstand beimaßen, mag man daraus ersehen, dass fünf SS-Männer für ihr „heldenhaftes Verhalten“, mit dem sie einen Massenausbruch verhindert hätten, mit dem Eisernen Kreuz ausgezeichnet wurden.

Vor dem Aufstand gelang den Gefangenen des „Sonderkommandos“ ein wichtiger Akt des Widerstands: Einige von ihnen hatten Tagebücher geführt, in denen sie detailliert die Ereignisse in Auschwitz beschrieben und dann vergruben. Nach der Befreiung wurden die Aufzeichnungen wieder aufgefunden und sie gelten als authentische Dokumente der nationalsozialistischen Gräueltaten in Auschwitz.

Zwar scheiterte die Rebellion des „Sonderkommandos“, doch vergeblich war sie

Bestandsaufnahme des Bösen

Vor 70 Jahren begann in Nürnberg der Jahrhundertprozess gegen die NS-Kriegsverbrecher

Von Theodor Joseph

Am 20. November 1945 war die Stadt Nürnberg praktisch im Ausnahmezustand. An diesem Tag wurde der Prozess gegen 24 NS-Hauptkriegsverbrecher eröffnet. Unter den Angeklagten waren der großkotzige Reichsmarschall Hermann Göring und der erklärte Antisemit Julius Streicher. Erst wenige Wochen zuvor hatten alliierte Suchtrupps in allen möglichen Verstecken nach den „Big Nazis“ gefahndet. Julius Streicher wurde vom Suchkommando der 101. US-Luftlandedivision in der Nähe von Berchtesgaden entdeckt, wo er sich als „Maler“ versteckt hatte und auf der Terrasse seines Domizils an einem Aquarell arbeitete. Major Henry Blitt sprach den ehemaligen Stürmer-Herausgeber in unverfälschtem Jiddisch an, das Streicher gut verstand: „Bist du fun der Nazi-Party?“ Was für eine Demütigung für den fanatischen Antisemiten!

Schriftsteller und Journalisten aus aller Welt hatten sich als Prozessbeobachter akkreditieren lassen. Die Liste der Pressevertreter war gespickt mit prominenten Namen. Alfred Döblin war im Auftrag der französischen Militärregierung da, Erich Kästner und auch Erika Mann. Auch Ilja Ehrenburg berichtete.

Die Richter sahen müder aus als die Männer, über die sie richteten, fiel der amerikanischen Autorin Martha Gellhorn, Ernest Hemingways Begleiterin, auf. „Zehn Monate lang, Tag für Tag, hatten sie alle der Bestandsaufnahme des Bösen beigewohnt, was ohne Zweifel aufs Gemüt schlägt und krank macht“, schrieb sie. Vielleicht blieb deshalb kaum ein Reporter den ganzen Prozess lang in Nürnberg.

Einige Korrespondenten wurden erst nach den Prozessen bekannt, etwa der spätere DDR-Geheimdienstchef Markus Wolf, zu jener Zeit Korrespondent der „Berliner Zeitung“ und des Berliner Rundfunks. Da Wolf seit 1936 die sowjetische Staatsbürgerschaft besaß, bekam er als ausländischer Journalist Zugang zum Presse-Camp. „Wir waren die ersten Russen in Nürnberg. ... Wir waren die Sensation des Tages! Russen, die wie ganz normale Menschen mit Messer und Gabel essen, nicht einmal schmatzen!“, erinnerte er sich.

Robert H. Jackson war vom amerikanischen Präsidenten mit der Wahrnehmung der Interessen der Vereinigten Staaten beauftragt worden. Er wurde zum Chef der Anklagebehörde bestellt. Sein Stellvertreter war der aus Berlin stammende Robert M. W. Kempner, der später in weiteren NS-Prozessen als Ankläger auftrat. Dessen frühere Versuche, Adolf Hitler wegen Hochverrats vor Gericht zu stellen und die NSDAP verbieten zu lassen, scheiterten an der Obstruktion von Hitlers Gesinnungsfreunden in den Behörden. Nach 1933 wurde Kempner wegen „politischer Unzuverlässigkeit in Tateinheit mit fortgesetztem Judentum“ aus dem Staatsdienst entlassen. Er floh über Italien und Palästina, später in die USA und war ab 1939 Regierungsberater der Regierung Roosevelt und ab 1943 Mitglied der „United Nations War Crimes Commission“. Es lag eine gewisse Ironie in der Tatsache, dass Kempner in Nürnberg führende Nazis anklagen konnte. Und welch eine Ironie, dass Kempner in Nürnberg Hermann Gö-

ring verhörte und dieser sich eine Entschuldigung wegen der 14 Jahre vorher auf seine Initiative hin erfolgten Entlassung abquälte.

Es war Jacksons große Stunde: In einer mehrstündigen, eloquent formulierten Eröffnungsrede, zeigte er auch

Während am zweiten Verhandlungstag, am 21. November 1945, Justice Jackson die 25.000 Wörter umfassende Anklageschrift verlas, lümmelte sich der sich immer noch als Statthalter Hitlers fühlende Göring in die Ecke seiner Bank. Er genoss es, wieder einmal



Zahntag: Göring, Hess, Ribbentrop und Keitel.

die Notwendigkeit auf, das humanitäre Völkerrecht zu einem Instrument kollektiver Friedenssicherung auszubauen und sprach dabei von einem neuartigen Versuch, das Völkerrecht zu implementieren. Jackson nannte die Angeklagten „lebende Sinnbilder des Rassenhasses“, der Herrschaft des Schreckens und der Gewalttätigkeit, der Vermessenheit und Grausamkeit der Macht. Die Zivilisation könne keine Nachsicht zeigen für diese Kräfte der menschlichen Gesellschaft, so Jackson, so gewöhnen sie nur von neuem Macht. Wenige Monate nach Erkalten der Krematoriumsöfen in den Konzentrationslagern vergaß Jackson nicht, die Menschen zu erwähnen, die als „Sündenböcke“ erhalten

im Rampenlicht der Öffentlichkeit zu stehen. Manchmal stützte er die Arme auf die Brüstung und tat so, als ginge ihn all das, was sich im Saal abspielte, nichts an. Er glaubte noch nicht an das Ende am Galgen. Überhaupt musste er sich gefallen lassen, seines arroganten und hochmütigen Verhaltens gegen den Gerichtshof wegen gerügt zu werden.

Der vorsitzende Richter Jackson war sich sicher, dass alle Anklagepunkte belegt werden könnten: „Die Deutschen waren von jeher peinlich genau in ihren Aktenaufzeichnungen, und die Angeklagten teilten durchaus die teutonische Leidenschaft für Gründlichkeit, Dinge zu Papier zu bringen. Auch waren sie nicht ohne Eitelkeit und deshalb

„ Julius Streicher wurde vom Suchkommando der 101. US-Luftlandedivision in der Nähe von Berchtesgaden entdeckt, wo er sich als „Maler“ versteckt hatte und auf der Terrasse seines Domizils an einem Aquarell arbeitete. “

mussten: „Ihre Widersacher, unter denen Juden, Katholiken und freie Arbeiterschaft waren, bekämpften die Nazis mit einer Dreistigkeit, einer Grausamkeit und einem Vernichtungswillen, wie die Welt seit den vorchristlichen Zeiten dergleichen nicht mehr gesehen hat“.

Julius Streicher, uneinsichtig bis zuletzt, kommentierte: „Dieser Prozess ist ein Triumph des Weltjudentums“, forderte kategorisch einen antisemitischen Anwalt und pöbelte: „Ein Jude kann mich nicht verteidigen. Die Namen auf der Liste klingen alle jüdisch“.

häufig darauf bedacht, dass das Bild ihr Tun bezeuge. Wir werden ihnen ihre eigenen Filme zeigen. Sie werden ihr eigenes Gehabe beobachten und ihre eigene Stimme hören, wenn die Angeklagten Ihnen von der Leinwand her noch einmal einige Ereignisse aus dem Verlauf der Verschwörung vorführen werden.“ Spätestens nach dieser Eröffnungsansprache wussten die Angeklagten, was sie zu erwarteten hatten.

Der Nürnberger Prozess war der erste Prozess mit Simultanübersetzung. Während der Angeklagte auf Deutsch sprach, übersetzten Dolmetscher mit

Kopfhörern in Glaskabinen die Aussage ins Englische, Französische und Russische. Die Firma IBM hatte für die Prozesse kostenlos eine spezielle Simultandolmetsch-Anlage zur Verfügung gestellt, die damals „Speech Translator“ genannt wurde. Die Anlage war zu diesem Zeitpunkt bereits zwanzig Jahre alt und daher veraltet. Technische Störungen waren keine Seltenheit. Für die vier Arbeitssprachen gab es je drei Dolmetscher-Teams mit jeweils zwölf Dolmetschern. Sie dolmetschten ohne Unterbrechung während der gesamten Prozessdauer, sowohl für das Gericht als auch für Angeklagte, Ankläger, Verteidiger und Zeugen.

Die Anforderungen an die Dolmetscher, unter ihnen einige Juden, waren sehr hoch: Sie mussten ihre Muttersprache perfekt und die Fremdsprache auf höchstem Niveau beherrschen, sie benötigten eine sehr breite Allgemeinbildung und umfassendes kulturelles Hintergrundwissen in beiden Sprachen, mussten physisch und psychisch belastbar sein und sich in Tempo, Stimme und Intonation dem Redner jederzeit anpassen können. Der erste Nürnberger Prozess setzte somit Maßstäbe für die weitere Entwicklung des Berufsstandes.

Verschiedene Dolmetscher haben ihre Eindrücke bei den Nürnberger Prozessen später in Büchern verarbeitet, so z. B. Richard W. Sonnenfeldt, der seine Erinnerungen an Nürnberg in seinem Buch „Vom jüdischen Flüchtlingsjungen zum Chefdolmetscher der Anklage bei den Nürnberger Prozessen“ niederlegte, und der Schriftsteller Wolfgang Hildesheimer. Hildesheimer war erst 1946 aus seiner Emigration in Palästina und Großbritannien wieder nach Deutschland zurückgekehrt, wo er sich als Schriftsteller und Mitglied der „Gruppe 47“ niederließ.

Nach 403 öffentlichen Sitzungen endete am 30. September 1946 der größte Strafprozess der Rechtsgeschichte. Die Anklage hatte 1.630 und die Verteidigung 2.700 Dokumente im Beweisverfahren vorgelegt. Den Angeklagten standen 27 Hauptverteidiger, 54 Assistenten und 67 Sekretärinnen zur Verfügung. Die Vervielfältigung aller Schriftstücke verschlang fünf Millionen Blatt Papier mit einem Gewicht von 20 Tonnen. 27.000 Meter Tonband hielten jedes Wort der Verhandlung fest. 550 Büros, Sekretariate und Abteilungen verschrieben 22.000 Bleistifte. Zwölf der 24 Angeklagten wurden zum Tode verurteilt, drei zu lebenslanger Haft und vier zu langjährigen Haftstrafen. Drei Angeklagte sprach das Gericht frei.

Während die nicht zum Tode Verurteilten damit beschäftigt waren, die Hinrichtungsstätte zu reinigen, brachten zwei Armee-Lastwagen die Kisten mit den Leichen nach München. Die deutsche Öffentlichkeit erfuhr aus Zeitungs- und Rundfunkmeldungen, dass die Asche der als Hauptkriegsverbrecher zum Tode durch den Strang Hingerichteten am 16. Oktober 1946 „in einen Fluss irgendwo in Deutschland“ gestreut worden sei – in den Conwentzbach in München-Solln, einem schmalen Nebenarm der Isar. Den Angehörigen der Hingerichteten wurde nicht mitgeteilt, wo dies geschehen war. Jede Spur sollte verloren sein, die Sieger wollten keine Gedenkstätte.

Rassist als Retter vor Rassismus

Der Diktator der Dominikanischen Republik hatte eigenartige Gründe für seine Hilfe

Von Ulrike Stockmann

Bekanntlich war seit Hitlers Machtergreifung 1933 jüdisches Leben in Deutschland in Gefahr. Davon berichtete auch die erste jüdische Ausreisewelle, die vornehmlich europäische Nachbarstaaten erreichte. Begeistert waren diese Länder über den semitischen Zuwachs jedoch nicht. Daher wurde die Unterdrückung der Juden durch die Nazis in der Politik zunächst nicht besonders thematisiert. Hinzu kam, dass viele der deutschsprachigen Juden ohnehin zunächst nach Österreich flohen, um wirtschaftlich überhaupt eine Perspektive zu haben. Als sich Hitler 1938 Österreich einverleibte, war auch die Alpenrepublik kein sicheres Land mehr und erneut mussten viele Juden die Flucht ergreifen.

Dadurch ergaben sich nun ganz andere Flüchtlingszahlen und global wurde der Holocaust verstärkt als Bedrohung und damit als diskutierwürdig eingestuft. Nach wie vor sahen sich jedoch die europäischen Staaten nicht in der Lage, Juden in verstärktem Maße Asyl zu gewähren. Selbst die USA, das Einwanderungsland schlechthin, hatte erhebliche Bedenken, eine größere Zahl Juden aufzunehmen. Nicht unbedingt, weil Präsident Roosevelt persönlich etwas gegen die Juden gehabt hätte. Vielmehr waren auch im Schmelztiegel der amerikanischen Gesellschaft Vorbehalte gegen Juden präsent. Das Risiko, sich gegen sein Volk zu stellen, wollte der amerikanische Präsident nicht eingehen; vor allem wollte er seine Wiederwahl nicht in Gefahr bringen. Nichtsdestotrotz – der Holocaust geisterte durch die Medien; man musste etwas tun, also setzte Roosevelt zumindest ein Zeichen. 1938 berief er die „Konferenz von Évian“ in Frankreich ein.

Es versammelten sich Vertreter aus insgesamt 33 Ländern. Darunter europäische Staaten, die USA, Kanada, Australien, Neuseeland und fast ganz Mittel- und Südamerika. Desweiteren waren Dutzende internationale Hilfsorganisationen anwesend. Die faschistischen Staaten Europas lud man wohlweislich gar nicht erst ein. Ebenso verzichtete man auf die Osteuropäer, von denen es hieß, sie würden es im Geheimen begrüßen, ihre Juden loszuwerden. Die deutsche Regierung war ausdrücklich nicht erwünscht. Man ließ jedoch Helmut Wohlthat, einen NS-Staatsbeamten unter Göring, als Vertreter Nazi-Deutschlands der Versammlung beiseiten.

Die voraussichtliche Zahl jüdischer Flüchtlinge wuchs sich in die Millionen aus. Die ernannten Zielländer zeigten sich wenig beglückt von dem, was da auf sie zukommen sollte. Sie bekundeten also artig ihr Mitleid mit den verfolgten Juden, um jedoch letztlich zu betonen, dass sie nach wie vor nicht in der Lage seien, verstärkt jüdische Flüchtlinge aufzunehmen. Entweder waren sie zu voll, hatten kein Geld oder fürchteten wie Roosevelt, dass ihre Bevölkerung von semitischem Zuwachs nicht gerade begeistert sein könnte.

Die Amerikaner gestatten zwar weiterhin jährlich 27.370 Deutschen und Österreichern, in die Vereinigten Staaten einzuwandern. Gemessen an den Millionen Juden, deren Leben akut von den Nazis bedroht wurde, war dies jedoch keine umfassende Lösung.

Lediglich ein Land war bereit, die Juden mit offenen Armen zu empfangen.

Ausgerechnet der Präsident der Dominikanischen Republik, Rafael Trujillo, wollte 100.000 Juden aufnehmen – als Diktator und bekennender Rassist.

Noch ungläublicher klang sein Angebot, als man von den Gründen erfuhr. Trujillo wünschte, die in erster Linie afro-stämmige Bevölkerung seines Karibikstaates ein wenig „aufzuhellen“. Er hoffte, die eingeladenen europäischen Ju-

„Joint“ („American Jewish Joint Distribution Committee“) war jedoch bereit, Trujillos Umsiedlungsprojekt finanziell zu unterstützen. Dazu beigetragen hatte sicher James Rosenberg, einer der Joint-Vorsitzenden, der gut mit Trujillo befreundet war. Der Joint finanzierte die Überfahrt, kaufte den Flüchtlingen Land und gewährte ihnen zusätzlich Zahlungen für die Grundausstattung sowie für

auswandern zu können. Ein paar Frauen erhielten ebenfalls eine Einwanderungsgenehmigung, um sich beispielsweise als Krankenschwestern in der Siedlung zu betätigten.

Betreut wurde das Projekt von Mitgliedern des Joints. Diese zeigten sich von den Neuanrücklingen enttäuscht. Die jungen Männer, die zumeist aus dem bürgerlichen Milieu Berlins und Wiens stammten und entsprechenden Komfort gewohnt waren, eigneten sich für die entbehrungsreiche Landarbeit nur bedingt.

Die Umstellung von europäischer auf dominikanische Kultur war also nicht einfach. Noch dazu hieß es zunächst, in Notunterkünften zu hausen, da der Ort Sosúa hoffnungslos heruntergekommen war.

Umso erstaunlicher, dass die Siedler im Laufe der Zeit dennoch eine eigene Infrastruktur aufbauten – es gab eine Schule, ein Café mit österreichischer Küche; es wurden ein Chor und eine Gymnastikgruppe gegründet. Auch wenn der Alltag von der Landwirtschaft bestimmt war, versuchte sich jeder seiner Ausbildung gemäß, noch anderweitig einzubringen.

Auf lange Sicht wurde das Projekt jedoch von einigen Problemen überschattet: Zuallererst war es einfach nicht möglich, aus landwirtschaftlich unerfahrenen Menschen ohne entsprechende Experten erfolgreiche Bauern zu machen. Eine Missernte jagte die nächste; wohl auch, weil die Siedler anstatt klimatisch angemessener Kochbananen lieber Tomaten und Paprika anbauten. Desweiteren waren die Auswanderer von Europa schlicht und ergreifend andere kulturelle Standards gewöhnt. Da half selbst das schöne Wetter nichts – ihnen fiel vor Langeweile einfach der strahlend blaue Himmel auf den Kopf. Auch die Tatsache, dass es etwa zehnmal mehr Männer als Frauen in der Kolonie gab, hellte die Stimmung nicht gerade auf. Die Herren, die leer ausgegangen waren, waren chronisch frustriert. Es kam zu Eifersüchteleien, Seitensprüngen, Dreiecksbeziehungen. Die meisten Juden wollten übrigens unter sich bleiben und wünschten sich dementsprechend eine jüdische Partnerin. Zwar mündeten ein paar der Affären mit Einheimischen in den Hafen der Ehe. Trujillos Pläne von der großen Vermischung bewahrheiteten sich trotzdem nicht.

Spätestens als der Zweite Weltkrieg in vollem Gange war, war es zu riskant, mit Flüchtlingen über das Meer zu setzen. Noch dazu wurde der Joint von den USA dazu angehalten, keine Juden aus Deutschland mehr einschiffen zu lassen, da man befürchtete, dass die Nazis Spione einschleusen würden. Somit stieg die Zahl der Geretteten nicht weiter an.

Nach Ende des Krieges entschieden sich viele der Siedler, die Insel in Richtung Vereinigte Staaten zu verlassen.

Somit hielt sich der Erfolg des Projekts Sosúa in Grenzen. Gewiss – einige Hundert Juden konnten vor dem Holocaust gerettet werden. Wenn man an die ursprünglich geplante Zahl der Flüchtlinge denkt, wird jedoch klar, dass diese Rettungsaktion nicht dazu ausgelegt wurde, möglichst viele Menschen vor dem Tod zu bewahren. Auch wenn bekanntlich keine Hilfe stinkt, war das Programm Trujillos, das ohnehin ein zweifelhaftes Motto hatte, zu eigennützig auf die Wünsche des Präsidenten und zu wenig auf die Bedürfnisse der Menschen in Not ausgelegt.



Rafael Leonidas Trujillo, Diktator der Dominikanischen Republik (1930 - 1961)

den würden sich mit den Dominikanern vermischen und somit für etwas weißere Inselbewohner sorgen.

Die Konferenzteilnehmer trauten wohl zunächst ihren Ohren nicht. Auch nach gründlicherer Debatte waren sie von Trujillos Vorschlag nicht überzeugt. Kämen die geflüchteten Juden, wenn sie das Angebot annahmen, unter seiner Herrschaft

laufende Kosten in den ersten Jahren. Die jüdischen Siedler sollten den Kredit binnen zehn bis fünfzehn Jahren zurückzahlen. Der Plan war, dass die Flüchtlinge in der Gemeinde Sosúa im Norden der Insel eine landwirtschaftliche Siedlung aufbauen sollten. Dazu bekam jeder Land als Eigentum, das er bewirtschaften sollte. Die Siedlung sollte insgesamt jedoch

„ Nur die Dominikanische Republik wollte gleich 100.000 Juden aufnehmen “

nicht vom Regen in die Traufe? Schließlich war der dominikanische Präsident ein erklärter Bewunderer Hitlers. Nicht zuletzt waren es natürlich auch Trujillos rassistische Beweggründe, die die Angelegenheit bedenklich erscheinen ließen.

Trujillos Angebot gestaltete sich in der Praxis wenig wohlwärtig. Die hochverschuldete Dominikanische Republik erhoffte sich von den Zuwanderern auch ökonomische Vorteile. Idealerweise sollten die geflüchteten Juden Geld ins Land bringen. Wie man sich denken kann, war Vermögen unter den frisch enteigneten deutschen und österreichischen Juden kaum noch vorhanden. Die amerikanisch-jüdische Hilfsorganisation unter der interessanten Abkürzung

genossenschaftlich aufgebaut sein.

Letzten Endes wanderten ab 1940 um die 700 europäische Juden in die Dominikanische Republik ein. Die von Trujillo erträumte Zahl wurde also nicht einmal ansatzweise erreicht. Das lag wohl auch an den sehr limitierten Bedingungen, unter denen die Einreise möglich war: Trujillo wünschte sich in erster Linie junge, kräftige Männer mit Erfahrung in der Landwirtschaft. Außerdem sollten sie Junggesellen sein und idealerweise eine Dominikanerin ehelichen, um für Nachkommen mit europäischem Einschlag zu sorgen.

Viele der Flüchtlinge waren Ingenieure, Ärzte, Juristen oder Künstler; gaben sich aber einfach als Bauern aus, um

Von Wolfgang Seibert

Fast jeder Jude hat irgendwann einmal den Namen Karäer gehört, aber inhaltlich wissen die wenigsten etwas über diese interessante jüdische Gruppierung.

Während der verschiedensten Auseinandersetzungen innerhalb des Islams, zwischen 600 bis 900 n.d.Z., entstanden im arabischen Raum auch im Judentum diverse Gruppen. Alle diese Gruppen, denen nur eines gemeinsam war, die Ablehnung des Talmud als Heilige Schrift, wären sicherlich bald wieder verschwunden, wenn nicht entschlossene und starke Männer alle antirabbinischen Elemente um sich vereinigt und ihnen eine bestimmte Richtung gezeigt hätten. Zum Beispiel Anan ben David, der Gründer der Karäer. Anan genoss das Vertrauen des Kalifen und der muslimischen Behörden, deshalb hielt sich seine Gruppe auch bedeutend länger als alle Anderen. Nach seinem Tod spalteten sich die Karäer. Die ursprünglichen Anhänger Arans legten sehr viel Wert auf Askese, was ihnen das Zusammenleben mit anderen Juden sehr erschwerte.

Sie siedelten aus Babylon nach Jerusalem über, wo sie als Awele Zion (Trauernde um Zion) in strenger Entsagung lebten. Die Zahl der Anhänger nahm zu dieser Zeit immer mehr ab. Es überlebten nur kleine Teile der Gruppe, die einen Mittelweg gingen. In dieser Zeit entstand auch der Name Kara'im. (Karäer). Sie verehrten den Tanach alleine und lehnten die rabbinische Tradition ab.

Lehre

Alle Angaben über Entstehung und alte Geschichte der Karäer sind sowohl bei ihnen selbst und auch in rabbinischen Schriften äußerst ungenau und widerspruchsvoll. Wahrscheinlich ist es so, dass Anan, um die Kontrolle zu behalten und die Reste der verschiedenen oppositionellen Sekten unter seiner Führung zu vereinigen, ihre unterschiedlichen Bräuche und Vorschriften in sein Gesetzbuch aufgenommen hatte. Als Hauptquelle diente ihm jedoch die rabbinische Gesetzkunde.

Die Benennung „Karäer“ als ausschließliche Anhänger des Tanach und Gegner der mündlichen Überlieferung ist unzutreffend, denn auch die Karäer benutzten die tradierten talmudischen Auslegungsmethoden, wobei sie ihre Gesetze auch aus den Propheten und Apokryphen ableiteten; im Gegensatz dazu sucht der Talmud die Begründung der Gesetze nur in der Tora.

Die mündliche Lehre, von Moses ausgehend, auf die der Talmud sich oft bezieht, wurde von ihnen strikt abgelehnt. Die Karäer pflegen eine besondere Tradition, die sie „Sewel hajeruscha“ (Erbchaftlast) nennen. Diese Tradition ist aber, im Gegensatz zum Talmud, labil und kann immer wieder umgedeutet werden. Das führte oft zur Vermehrung beschränkender Vorschriften im Vergleich mit dem Talmud. Es war aber auch eine verwirrende Uneinheitlichkeit die Folge, die dazu führte, dass in verschiedenen Gegenden oft verschiedene Gesetze herrschten.

Mache Karäer verboten es, am Sabbat Waschungen gegen levitische Unreinheit vorzunehmen, andere verboten es am Sabbat einen besonderen Tisch für die Mahlzeiten herzurichten, wieder andere verboten sogar das Bettzeug zu ordnen. Manche verboten das Kochen und Backen an allen jüdischen Feiertagen, außer an Pessach. Andere verboten für den Sabbat das Lesen hebräischer Schriften, erlaubten dagegen das Lesen aller anderen Schriften, in anderen karäischen Gemeinden war das Lesen am Sabbat kom-

Die Karäer

Die unbekanntenen asketischen Juden

plett verboten.

Ein besonderes Gebiet sind die karäischen Speisegesetze. Ein Teil der Karäer erlaubte den Genuss von Fleisch im Galut, der Diaspora, ein anderer nicht. Manche erlaubten Fische bei Andersgläubigen zu kaufen. Die einen erlaubten den Genuss von Fleisch von Vieh, dass von Rabbaniten geschlachtet wurde, bei anderen war es streng verboten.

Ein Teil der Karäer sah das Nachmittagsgebet (Mincha) als tägliche Pflicht an, andere waren dagegen der Meinung, dass es nur für Feiertage vorgeschrieben war. Einige waren der Meinung, dass

Großfürst Witold einen Teil der Krim-Karäer, zusammen mit gefangenen Tataren, in die Stadt Troki (bei Wilna) um. Ein Teil der Karäer wanderte weiter nach Wolhynien und Galizien.

Ab etwa 1850 ging die Führung der Karäer an die Krim-Karäer über. Durch starke Zuwanderung aus Galizien und Lutz entfaltete sich bei den Karäern eine rege literarische Tätigkeit. Sie hielt bis zum Ende des 19. Jahrhunderts an. Zahlreiche Druckereien wurde eröffnet in denen in den 30er bis 60er Jahren eine große Anzahl von Werken karäischer Schriftsteller gedruckt wurden.

Von allen Beschränkungen, mit denen die russischen Eroberer der Krim die Juden drangsalierten (Militärpflicht, Handel, Wohnrecht), blieben die Karäer ausgenommen. 1852 baten Karäer aus Troki die zaristische Regierung, ihnen zu gestatten, sich nicht mehr Juden zu nennen, sondern „Russische Karäer“, weil sie den Talmud ablehnen und sich durch ihre Lebensweise, Arbeitsamkeit, Ruhe, musterhafte Ehrlichkeit und Kaisertreue von den Juden unterscheiden. (Eine wahrhaft antisemitische Begründung.) Die zaristische Regierung bewilligte ihnen dieses Recht 1863, es blieb bestehen bis zum Ende des Zarismus 1918.

In besonderem Maße trug zur Hebung des Ansehens des Karäertums bei der russischen Regierung der Karäer Abraham Salomon Firkowitsch bei, der sogar vor Fälschungen nicht zurückschreckte, um zu belegen, dass die Karäer schon seit sehr langer Zeit auf der Krim siedelten.

Heute

In der Sowjetunion lebten 1970 (das sind die letzten vorliegenden Zahlen) 4.571 Karäer, in Israel, nach Schätzungen der Karäer selbst, zwischen 20.000 und



Karäer von den Krim im 19. Jahrhundert. Sie waren die einzige jüdische Gruppe, die Himmler offiziell verschonte.

Schawuot, das Wochenfest, in der Gegenwart nicht mehr gefeiert werden müsse, bei anderen gab es sogar die Meinung, die Feste seien überhaupt nicht mehr obligatorisch, da sie überhaupt nur Erinnerungen darstellten.

Neuere Geschichte

Die meisten Schriften der Karäer waren in arabischer Sprache geschrieben, das änderte sich im 11. Jahrhundert, als die geistige Führung der Karäer nach

Byzanz ging. Die Werke der karäischen Lehrer Abulfaradsch und Josef Albassir wurden aus dem Arabischen ins Hebräische übersetzt. Die ganze Lehre ging allmählich ins Hebräische über.

Im 15.-16. Jahrhundert lebten die Karäer in Konstantinopel in Eintracht mit den Rabbaniten, sie studierten sogar unter ihrer Anleitung hebräische Literatur und weltliche Wissenschaften. Die rabbanitischen Gelehrten, wie zum Beispiel Elia Mirsachi, Mordechaj Komtino und andere verhielten sich den Karäern gegenüber duldsam und nahmen karäische Schüler auf.

Im 14. Jahrhundert ging die Führung der jüdischen Sekte an die litauisch-russischen Karäer über. Eine starke Einwanderung der Karäer, zusammen mit den Krimjuden, begann nach der Eroberung der Krim durch die Tataren. Ende des 14. Jahrhunderts siedelte der litauische

25.000. Weitere Karäer-Gemeinden gibt es in den USA, in Ägypten und Istanbul.

Seit 1926 werden in New York karäische Gottesdienste abgehalten, die meisten Karäer schlossen sich aber rabbinisch-jüdischen Gemeinden an, lediglich in San Francisco existiert eine eigene gut organisierte karäische Gemeinde.

In Litauen liegt das karäische Zentrum Trakai. Die Stadt ist bis heute das Zentrum der litauischen Karäer, deren ältere Generation immer noch teilweise die aus der Krim mitgebrachte karäische Turksprache beherrscht. Übrigens die einzige Turksprache, die mit hebräischen Buchstaben geschrieben wird! In Trakai gibt es auch ein kleines karäisches Museum. In Trakai und Vilnius existieren bis heute noch kleine karäische Gebetshäuser. Auch in Warschau gibt es eine kleine Gemeinde mit einem Gebetshaus.

Die Karäer unter Naziherrschaft

Die Nationalsozialisten befassten sich zum erstenmal mit den Karäern, als sie die Durchführungsverordnungen der Nürnberger Rassegesetze veröffentlichten.

Anfang 1939 entschied die Reichsstelle für Sippenforschung in Berlin, dass die Karäer nicht als Teil der jüdischen Religionsgemeinschaft zu betrachten seien, sondern jeder Karäer einzeln nach seinem Stammbaum betrachtet werden sollte.

Im Frankreichfeldzug waren die deutschen Besatzer mit den Karäern konfrontiert, damals lebten in Frankreich viele Karäer. Sie akzeptierten aber deren Behauptung keine Juden zu sein. Im Russlandfeldzug stießen die Einsatzgruppen auf Karäer in Litauen und der Krim. Sie baten um eine Stellungnahme des Rassenamtes in Berlin. Doch schon bevor diese Stellungnahme vorlag, hatten die Einsatzgruppen von SS und Polizei an vielen Orten im Osten Karäer ermordet. Himmler entschied, dass die Karäer als sowjetfeindliches Volk nicht ermordet werden sollten, weil sie türkisch-mongolischer und nicht genuin jüdischer Herkunft seien.

Im Sommer 1942 schickten deutsche Stellen Anfragen an jüdische Gelehrte in den Ghettos von Warschau, Vilnius und Lemberg, ob die Karäer Juden seien. Wider eigene Überzeugung, also um den Karäern das Schicksal der europäischen Juden zu ersparen, erklärten die Gelehrten sie zu nicht-jüdisch.

Im Mai 1943 kam das Ministerium für die besetzten Ostgebiete zu der Überzeugung, dass die Karäer türkisch-mongolisch-tatarischer Herkunft seien und somit



Moderne Karäer machten Karriere in der Sowjetunion wie z. B. der Arzt Dr. Efetow (1924-2013)

keine Juden. Rassenkundliche Untersuchungen an Karäern hätten diese Einschätzung bestätigt.

Für viele Karäer waren diese Einschätzungen der Nazi-Rassenkundler ein großes Glück, denn so gelang einer sehr großen Zahl von Karäern das Überleben. Eine große Rolle beim Überleben der Karäer spielte natürlich auch die Tatsache, dass die Karäer weder jiddisch noch hebräisch sprachen, sondern ihre eigene turkmenische Sprache.

Im Gegensatz zu den Karäern wurden die Chasaren, eine ebenfalls jüdische Sekte, von den Nazis fast komplett ausgerottet.

Aus der Sicht einiger rabbinischer Gelehrter war das Verhalten der Karäer den Nazis gegenüber, vor allem die Verleugnung ihres Judentums, Verrat am Judentum. Es sei zwar verständlich, dass die Karäer versuchten, dem nationalsozialistischen Rassenwahn zu entkommen, doch die Negation der gemeinsamen Vergangenheit und der seit hunderten von Jahren geführten theologischen Debatten, Streitereien und Freundschaften konnten sie nicht akzeptieren, denn sie waren letztlich beide Juden im biblischen Sinn: Kinder der Tora.

Kielce – eine Schande für Polen

Noch nach dem Zweiten Weltkrieg kam es in Polen 1946 zu Juden-Pogromen

Von Theodor Joseph

Kielce ist die Hauptstadt der Woiwodschaft Heiligkreuz im Südosten von Polen. Mit rund 200.000 Einwohnern ist sie heute Polens siebzehntgrößte Stadt. Die Krematoriumsöfen der Vernichtungslager waren noch nicht erkaltet, als hier am 4. Juli 1946 ein Pogrom stattfand, in deren Folge über 40 Juden ermordet und weitere 80 verletzt wurden, nachdem Ritualmordgerüchte verbreitet worden waren. Unter den Opfern befanden sich auch zwei nicht-jüdische Polen, die den Angegriffenen zu Hilfe geeilt waren. Der Pogrom von Kielce gilt als der bekannteste Übergriff auf Juden nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges und hatte eine jüdische Emigrationswelle aus Polen zur Folge.

Beim Einmarsch der Deutschen am 4. September 1939 lebten in Kielce etwa 24.000 Juden. Unmittelbar nach der Einnahme der Stadt setzten anti-jüdische Maßnahmen ein – Enteignungen, Zwangsarbeit, Geiselnahme, Folter und Mord. Der Vorsitzende des „Judenrats“, Moses Pelc, wurde deportiert, weil er sich weigerte, die Befehle der SS zu erfüllen.

Im Mai 1941 wurde ein Ghetto errichtet, in dem Ende 1941 27.000 Juden wohnten. Die arbeitsfähigen Männer wurden in den Steinbrüchen zur Arbeit gezwungen. Von April 1941 bis zu den großen „Aktionen“ im August 1942 kamen rund 6.000 Juden durch Hunger, Kälte und Typhus ums Leben. Am 20. August 1942 wurde das Ghetto aufgelöst und vier Tage später waren bis auf 2.000 junge und gesunde Juden alle anderen Ghettobewohner in Güterwagen nach Treblinka deportiert worden. Die Kranken und die Kinder des jüdischen Waisenhauses waren schon vorher ermordet worden. Etwa 500 Juden gelang die Flucht. 45 jüdische Kinder, die letzten Überlebenden, wurden auf dem jüdischen Friedhof erschossen.

Als die Rote Armee am 16. Januar 1945 Kielce einnahm, fanden sie noch zwei Juden der Gemeinde vor. In den folgenden 18 Monaten sammelten sich etwa 150 Juden – frühere Einwohner, die die Lager überlebt oder sich in den Wäldern versteckt hatten, und Juden aus anderen Orten – im alten jüdischen Gemeindehaus in der Planty-Allee.

Eine Viertelmillion Juden, die vor den Gräueltaten Hitlers aus Polen in die UdSSR geflüchtet waren, wollten nach Kriegsende in ihre frühere Heimat zurück. Züge aus dem Osten brachten sie in das Land, das sie als ihre Heimat betrachteten. Aber die Heimat wollte sie nicht, sie waren unerwünscht. Das polnische Volk, Opfer der grausamen Nazi-Besatzung, trennte sich von seinen Juden ohne besonderes Bedauern. Es hatte mit angesehen, wie sie in Ghettos gesperrt wurden, in Gräben, die sie selbst ausheben mussten, erschossen wurden, in Synagogen verbrannt, in die Vernichtungslager deportiert wurden. Das polnische Volk sah es und schwieg, auch wenn viele Polen Juden geholfen, sie versteckt, sich und ihre Familien dadurch in Gefahr gebracht und später die Auszeichnung „Gerechte unter den Völkern“ erhalten hatten. Viele andere hatten Juden eigenhändig umgebracht, denunziert oder sie an die Nazis ausgeliefert, meist aus Geldgier.

Nach dem Krieg herrschten in Kielce

ausgeprägte antisemitische Ressentiments. Diese erreichten im Juli 1946 ihren Höhepunkt, als den Juden der Stadt ein Ritualmord an einem vermissten polnischen Jungen vorgeworfen wurde. Der Mob sammelte sich um das „Judenhaus“. Die Polizei wurde gerufen, aber sie beschlagnahmte lediglich die wenigen zugelassenen Waffen der Juden. Kirchliche Würdenträger wehrten die Hilferufe mit der Entschuldigung ab, sie könnten sich nicht für Juden ein-

dem Kind auf den Weg zu dem belagerten Haus, in dem etwa 100 Juden wohnten. Unterwegs erzählten sie Passanten, Juden hätten das Kind entführt. Vor Ort stellten die Polizisten fest, dass das Haus gar keinen Keller hat.

Schließlich fallen Schüsse, der Mob stürmt ungehindert ins Haus. Die Bewohner, alle gerade dem Holocaust entronnen, werden erschossen, erschlagen und aus den Fenstern geworfen. An dem mehrere Stunden dauernden Mas-

terhin Missgunst und Vorurteilen großer Teile der deutschen Bevölkerung ausgesetzt.

Das Grabmal mit den Namen der 42 Opfer, das auf dem jüdischen Friedhof von Kielce errichtet worden war, wurde bald zerstört. 1987 wurde es wieder aufgebaut und mit einem eisernen Zaun umgeben. Auch ein Denkmal für die 1944 ermordeten 45 Kinder wurde errichtet.

Die Rolle der staatlichen kommunistischen Stellen bei diesem Pogrom ist bis zum heutigen Tage nicht geklärt. In der Volksrepublik Polen wurden die Ereignisse in Kielce lange totgeschwiegen und weitgehend verdrängt: Publikationen über das Verbrechen von 1946 waren nicht zugelassen. Erst die Gewerkschaft Solidarność forderte nach 1980 eine Dokumentation und eine Debatte über die antisemitisch motivierten Mordtaten der ersten Nachkriegsjahre. Erst mit der politischen Wende von 1989/90 setzte diese Debatte ein. Doch auch die demokratische Justiz des Landes tut sich bis heute schwer damit, das dunkelste Kapitel der polnischen Nachkriegsgeschichte aufzuklären. Zum 50. Jahrestag 1996 gedachte Staatspräsident Aleksander Kwaśniewski der Opfer; allerdings fuhr er nicht nach Kielce, weil es im Stadtrat Widerstand gegen eine Gedenkfeier gegeben hatte. Dies tat erst sein Nachfolger Lech Kaczyński; 2006 sprach dieser am Ort des Verbrechens von einer „Schande für Polen“.

Eine „Hauptkommission zur Aufklärung von Verbrechen gegen die polnische Nation“ in Warschau legte im Herbst 1997 nach fünfjähriger Arbeit einen Abschlussbericht vor. Darin wurde vier damaligen Funktionären der Sicherheitsorgane vorgeworfen, das Blutbad in krimineller Passivität nicht verhindert zu haben. Doch statt die Beschuldigten vor Gericht zu bringen, schickte der Staatsanwalt in Kielce die Unterlagen zurück nach Warschau. Die Begründung: Nicht alle Spuren und möglichen Hintergründe des Pogroms seien von der Hauptkommission untersucht worden. Auch sollte die Möglichkeit geprüft werden, ob die blutigen Ereignisse nicht von Juden selbst provoziert worden waren, um die Holocaust-Überlebenden in Polen zur Ausreise nach Palästina zu bewegen.

Der in Princeton lehrende polnisch-jüdische Soziologe Jan Gross hat mit seinen Büchern stets eine heftige Geschichtsdebatte in Polen nach 1989 ins Rollen gebracht. In seinem Buch „Fear. Anti-Semitism in Poland After Auschwitz“ schildert Gross die Ereignisse des 4. Juli 1946. Etliche polnische Intellektuelle zeigten sich damals schockiert; doch nur einer unter Polens Bischöfen verurteilte den Ritualmord-Aberglauben. In Kielce, schreibt Gross, war „der soziale Querschnitt der Bürger“ an den Ausschreitungen beteiligt gewesen, was dem Ganzen eine erschreckende „Normalität“ verliehen habe. Hinzugekommen seien auf Seiten der Täter die pauschale Unterstellung, die Juden steckten mit den kommunistischen Machthabern unter einer Decke, und die Absicht, sich auf Kosten der wenigen Holocaust-Überlebenden zu bereichern. Antisemitische Vorurteile werden im erzkatholischen Polen, so scheint es, zählebig bewahrt.



Das Zentrum von Kielce heute

setzen, weil diese den Kommunismus nach Polen gebracht hätten.

Am 4. Juli 1946 griff die Menge an, ermordete 42 Juden und verwundete weitere. Die polnischen Behörden in Warschau schickten Militär und ein Untersuchungskomitee. Die öffentliche Ordnung war schnell wiederhergestellt. Sieben willkürlich herausgegriffene Personen wurden in einem

saker beteiligen sich auch Soldaten. Weltweit wird Kielce zum Symbol für Antisemitismus, der den nationalsozialistischen Völkermord überdauert hat. Mit dem schlimmsten anti-jüdischen Exzess nach dem Zweiten Weltkrieg wurde in Kielce die tausendjährige Geschichte der Juden in Polen mit einem nachgerade mittelalterlichen Pogrom beendet.

„ Sieben willkürlich herausgegriffene Personen wurden in einem Schnellprozess zum Tode verurteilt und hingerichtet. Der vermisste Junge fand sich im Nachbardorf.“

Schnellprozess zum Tode verurteilt und hingerichtet. Der vermisste Junge fand sich im Nachbardorf.

Was an diesem Juli-Tag in bis dahin so unauffälligen Provinzstädtchen Kielce geschah, das halten viele Polen bis heute nur mit Verschwörungstheorien für erklärlich. Das katholische „Radio Maryja“ setzte gar das Gerücht in die Welt, in einigen der Särge der Kielce-Opfer sei in Wirklichkeit nur Sand gewesen. Der verschwundene achtjährige Junge, offenbar von seinem Vater angestiftet, erzählte der Miliz die Lüge, er sei von Juden in der Planty-Straße in einem Keller festgehalten worden. Die Ordnungshüter hielten das für glaubwürdig, machten sich mit

Für die Mehrheit der etwa 300.000 polnischen Juden, die die deutsche Okkupation überlebt hatte, war der Pogrom das unmissverständliche Zeichen, dass es für sie in Polen keine sichere Zukunft gab. In den nachfolgenden Monaten verließen im Rahmen der Fluchthilfe-Bewegung Bricha mehrere zehntausend Juden das Land. Die Überlebenden des Pogroms flohen zum Teil nach Westdeutschland in die Amerikanische Besatzungszone, wo sie als Displaced Persons (DPs) vorübergehend Aufnahme in DP-Lagern fanden. Doch auch auf deutschem Boden waren die traumatisierten polnischen Juden nicht vor einem real-existierenden Antisemitismus sicher und sahen sich wei-

„Boris, da sieht man dich nicht...“

Die verdienstvolle Arbeit der ZWST für behinderte Juden

Von Dinah Kohan

Die Theaterproben sind anstrengend, nicht alle Teilnehmer sind konzentriert, manche lassen sich leicht ablenken. Es ist keine professionelle Theatergruppe, die hier übt, sondern russischsprachige Teilnehmer mit einer geistigen oder psychischen Behinderung.

Vor einiger Zeit noch hielt Boris es nichtaus, wenn man sich zu ihm an einen Tisch setzen wollte, denn er ist Autist und meidet die Nähe anderer Menschen. Jetzt übt er mit etwa 20 anderen Menschen unter der Leitung von Pinchas Kravitz ein Theaterstück ein, das öffentlich in der Henry-und-Emma-Budge-Stiftung Mitte November in Frankfurt aufgeführt wurde.

Seit 10 Jahren existiert nun das Projekt „Menschen mit Behinderung“, das die ZWST 2005 ins Leben gerufen hat. „Am Anfang stand man vor einer Mauer des Schweigens und einer verborgenen Welt“, wie Benny Bloch, Geschäftsführer der ZWST, es ausdrückt. Keiner wusste, in welchen jüdischen Gemeinden Menschen mit einer Behinderung leben. Zu groß war die Scham, kamen doch viele Menschen aus der ehemaligen Sowjetunion, in der Behinderung als eine Schandegalt und dieser Personenkreis und ihre Angehörigen oft ausgegrenzt wurden. Stigmatisierung von Menschen mit einer Behinderung war der Lebensalltag: so gab es kaum Einrichtungen für diesen Personenkreis, und wenn, existierten dort oft erbärmliche Bedingungen. Auch gesellschaftlich fühlten sie und ihre Angehörigen sich oft schlecht behandelt und isoliert, so dass viele Angehörige die Auswanderung in die Bundesrepublik und die sich dort eröffnenden Möglichkeiten für ihre behinderten Familienmitglieder als eine Erleichterung ihrer Lebenssituation empfanden.

2005 begann das Sozialreferat der ZWST Informationsveranstaltungen und Tagungen zu dieser Thematik auf Deutsch und Russisch für Angehörige, Sozialarbeiter und Multiplikatoren in verschiedenen Gemeinden Deutschlands anzubieten, in denen über grundlegende Fragen, aber auch aktuelle Entwicklungen im Behindertensektor bis heute regelmäßig informiert wird.



Religion gibt auch Menschen mit geistiger Behinderung Halt

Manchmal sind diese Treffen der Beginn der Bildung von Selbsthilfegruppen, wie z.B. in Düsseldorf oder Hessen vor etlichen Jahren gewesen, in denen



Die ZWST-Mitarbeiter bemühen sich um jeden Einzelnen

Betroffene mit ihren Angehörigen nun regelmäßig zusammenkommen, um sich auszutauschen, gemeinsam Ausflüge zu unternehmen, Deutsch mit theaterpädagogischen Elementen zu lernen oder einfach nur so merkwürdig sein zu dürfen, wie man eben ist.

Neben der Durchführung von Informationsveranstaltungen und dem Aufbau von Selbsthilfegruppen ist ein wichtiger dritter Schwerpunkt die jährliche Durchführung von zwei Ferienreisen in den ZWST-eigenen Häusern Bad Sobernheim und Bad Kissingen. Diese einwöchigen Veranstaltungen sind deshalb so wichtig, damit auch vereinzelt lebende Familien (z.B. in Lübeck, Emmendingen) die Möglichkeit haben, den Austausch mit Familien in einer ähnlichen Situation zu pflegen. Für Menschen aus der ehemaligen Sowjetunion und einer geistigen/psychischen Beeinträchtigung gibt es kein anderes vergleichbares Angebot.

Auf dem Programm während dieser Erholungswoche stehen getrennte Angebote für die Menschen mit einer Beeinträchtigung als auch für ihre Angehörigen wie Kurse zu Kunst und Gestaltung, israelischer Tanz, Deutsch mit theaterpädagogischen Elementen, Vorträge zu interessierenden Themen sowie gemeinsame Spaziergänge.



Seit 2013 initiiert die ZWST zusätzlich spezielle Projekte, die gezielt bestimmte Personengruppen ansprechen. So bekommen Betroffene und ihre Angehörigen

im Rahmen des Autismus-Projektes spezielle Informationen über dieses Behinderungsbild. Das neue „Inklusi-



Bis 2005 wusste niemand, in welchen Gemeinden Behinderte leben. Zu groß war die Scham

onsprojekt für Kinder und Jugendliche“ möchte behinderte Kinder und Jugendliche bis 27 Jahre in bestehende und neu entwickelte adäquate Aktivitäten der jüdischen Gemeinden Süddeutschlands integrieren.

Dabei liegt ein Schwerpunkt des Inklusionsprojektes darin, dass einige Madrichim (Jugendleiter) gezielt für die Betreuung beeinträchtigter Kinder ausgebildet werden. Hiervon profitieren alle. Kinder und Jugendliche werden frühzeitig damit vertraut, dass Gleichaltrige mit Down-Syndrom oder Asperger-Autismus gut in die Gemeinschaft integriert werden können. Und Jugendliche mit einer Beeinträchtigung fühlen sich als ein Teil einer jüdischen Gemeinschaft, die nicht ausgrenzt, sondern integriert.

Einen weiteren zentralen Aspekt nimmt der Aufbau von Einrichtungen im Bereich Freizeit und Wohnen ein. So existieren seit etwa vier Jahren sowohl in Berlin die Kerzenwerkstatt „Omanut“ als auch in Frankfurt das Kunstatelier „Eastend“. Schon zu Beginn des Projektes 2005 zeigte ich, dass Kunst Menschen mit einer Behinderung die Möglichkeit eröffnet, mit ihrer Umwelt in Kontakt zu kommen. Kunst stärkt das Selbstbewusstsein, zudem fördert künst-

lerische Aktivität in einer Gruppe Gleichgesinnter auch soziale Kompetenzen.

Besonders an Bedeutung gewinnt das Thema Wohnen, denn oft ist absehbar, dass die zunehmend älteren Angehörigen sich nicht mehr lange um ihre Familienmitglieder werden kümmern können. In Frankfurt am Main haben daher der InternationalBund in Kooperation mit der ZWST in einem Nebenhause der christlich-jüdischen Budge-Stiftung eine betreute Wohngruppe für behinderte Menschen gegründet, in der mittlerweile vier Bewohner leben. Unter Leitung von Pinchas Kravitz, der ja auch das Theaterstück inszeniert hatte, können sie in einer jüdischen Gemeinschaft immer mehr Selbständigkeit erproben. So arbeiten sie fernab von der Budge-Stiftung an verschiedenen Arbeitsplätzen im Behinderten-Sektor. Kürzlich ist auch in Düsseldorf aufgrund der Initiative der Gemeinde Düsseldorf eine ähnliche Wohngruppe, angebunden an das Elternheim „Nelly-Sachs-Haus“, entstanden.

Ein weiteres wichtiges Thema, das das Projekt aktuell beschäftigt, ist das Thema Arbeit.

Zusammen mit den Hoffmanschen Höfen, einer Initiative, die psychisch Erkrankten in Frankfurt den Einstieg in das Arbeitsleben erleichtert, möchte die ZWST, Arbeitsmöglichkeiten innerhalb der jüdischen Gemeinschaft schaffen. Hierzu erstellt eine Mitarbeiterin der ZWST einen Adressenpool mit Interessierten und potentiellen Arbeitgebern. Wie bei einer Zeitarbeitsfirma entsteht ein zunächst leicht kündbares Arbeitsverhältnis, allerdings werden in diesem Projekt die Menschen mit einer Behinderung betreut und die russisch sprechende ZWST-Mitarbeiterin ist bei auftretenden Schwierigkeiten ansprechbar. Meistens entsteht eine „Win-Win-Situation“ so Herr Schrank, Geschäftsführer der Hoffmanschen Höfe, „von der alle Beteiligten profitieren“.

Profitieren kann man auch von der Internetseite www.zwst.org/de/menschen-mit-behinderung, die unter anderem spezielle Informationen zum Sozialrecht für behinderte Menschen in russischer Sprache liefert. Auf jeden Fall lohnt sich das Stöbern auf der Internetseite des Projektes, das tatkräftig von der „Aktion Mensch“ unterstützt wird.

Der Arzt, der die Fehler der Natur korrigiert

Niemand sollte die Spuren einer Gesichtsoption bemerken

Der Junge kam erleichtert und glücklich aus der Klinik von Dr. med. Jurk – ein wirklich neuer Mensch. Während einer früheren Operation wurde seine Nase verbrannt und musste komplett entfernt werden. Schwer konnte man sich vorzustellen welche Zukunft dieser Junge mit seinen schwere Verletzungen haben könnte – würde er seines Aussehen wegen ausgegrenzt oder hätte er gar beruflich schlechtere Chancen? Doch mit Dr. med. Jurk fand seine Geschichte ein Happy-end.

Der Doktor hat im Laufe der Operation die Nase sowohl äußerlich rekonstruiert als auch alle ihre Funktionen wiederhergestellt. Damals wurde diese Operation als eine medizinische Sensation gefeiert. Ausführliche Informationen über den Mediziner und die Operation selbst finden Sie in vielen Quellen im Internet.

Die ersten Fachpublikationen von Dr. Viktor Jurk erschienen bereits während seines Studiums 1996. Der angehende Chirurg studierte zwischen 1990 und 1997 an der Medizinischen Universität in Lübeck, an den Universitäten Frankfurt am Main und im estnischen Tartu. Bereits seit diesen Zeiten nimmt er regelmäßig an internationalen medizinischen Symposien teil.

Bald nach Studienende arbeitet sich der junge Mediziner zum Ober- und Hauptarzt in süddeutschen Kliniken hoch. Seit 2013 arbeitet er als Chefarzt für Plastische und Ästhetische Chirurgie an der Wolfartklinik Gräfelfing.

Seine Professionalität verbunden mit der „Juwelierspräzision“ seiner Arbeit ist breit bekannt. Ein weiteres seiner Fachgebiete ist die HNO-Heilkunde, die er als einer der wenigen Mediziner Deutschlands mit der Schönheitschirurgie verbinden kann.

Wir haben den Arzt gebeten uns einige Fragen zu beantworten.

Wie Ihre Kollegen sagen, sind Sie einer der wenigen in Deutschland, die die doppelte Spezialausbildung HNO und Schönheitschirurgie haben...

Na, dann muss es ja stimmen. Aber das ist nicht nur mein Verdienst. Ich habe viele Jahre als Praktikant und Assistenzarzt bei den besten, erfahrenden Ärzten in Deutschland und in der Schweiz meinen Beruf erlernen dürfen. Ich kann mich glücklich schätzen, dass ich auf diesen Erfahrungsschatz zurückgreifen konnte.

Warum gilt die Nasenchirurgie als die Königsdisziplin in der Schönheitschirurgie, der nicht jeder Arzt gewachsen ist?

Der HNO-Arzt kann die Nase nicht „formen“, und der plastische Chirurg kann nicht die Funktionalitätsprobleme der Nase lösen. Ich biete den Patienten beides: Aussehen und Form der Nase zu korrigieren, die Verkrümmung der Nasentrennwand bzw. Unfallfolgen zu beseitigen und dabei auch die Funktion der Nase zu verbessern.

Auf den Webseiten zur ästhetischen Chirurgie findet man oft positive Bewertungen von Ihren ehemaligen Patienten, die Sie weiterempfehlen. Freut Sie das?

Heutzutage nutzen die Menschen das Internet, um Informationen und Ratschläge auszutauschen. Das gehört zu unserer Zeit dazu. Und die Nasen-



Dr. Viktor Jurk

chirurgie ist heute breit gefragt. Jeder Mensch hat dafür seinen eigenen Grund, sei es ein Geburtsfehler, oder die Folge eines Unfalls. Wir verändern die Nase und dadurch verändert sich das ganze Gesicht. Nach der gut gemachten Operation sieht das Gesicht mit der „neuen“ Nase ganz natürlich aus, so dass keine Operationsspuren bemerkbar sind.

Wie vermeiden Sie diese Spuren?

Das hängt nicht nur von den professionellen Fähigkeiten des Chirurgen, sondern auch von seinem „ästhetischen Riecher“ ab. Die Nase muss zu den individuellen Gesichtsproportionen passen. Man kann sie durch Modellierung von Lippen und Kinn unterstreichen und noch schöner machen.

Kommt es oft vor, dass Sie durch Operationen Fehler des Vorgängers ausbügeln müssen?

Ja, relativ häufig. Besonders bei der Rhinoplastik. Ich muss Fehler der Anderen korrigieren, aufgetauchte Defekte und Narben beseitigen. Aber auch wenn der Patient früher bereits fünf bis sechs missglückte Rhinoplastiken hatte, können wir ihm in der Regel helfen. Der gute Chirurg kann wie ein Sprengstoffmeister nur einmal einen Fehler machen. Aber ein besonders guter Chirurg kann den Fehler seines Vorgängers korrigieren.

Sie machen viel rekonstruktive Operationen. Warum?

Weil es ein besonderes Gefühl ist, die Fehler der Natur korrigieren zu können: die Form der Nase oder Ohren; die äußeren Folgen des Unfalls oder Krebserkrankungen zu beseitigen. Das Ergebnis ist sichtbar, und wenn der Patient damit zufrieden ist – was könnte besser sein?

Aber manchmal hört und liest man über die schweren Folgen solcher Operationen...

In Deutschland passiert äußerst selten etwas Schlimmes. Obwohl man die

individuelle Reaktionen des Körpers nie ausschließen kann.

Sicherlich haben Sie Ihre eigenen Operationsmethoden?

Natürlich, und nicht nur bei der Rhinoplastik. Ich mache alle Arten der chirurgischen Operationen – plastische Rekonstruktionen, Faltenbehandlung, Körperstraffung usw.

Was würden Sie Ihren zukünftigen Patienten sagen?

Ästhetische Medizin ist längst nicht mehr der Oberschicht vorbehalten. Sie macht nicht nur jünger, sie korrigiert auch Defekte und korrigiert die Form der Nase, der Ohren usw. Wenn Sie manchmal keine Freude mehr vor dem Spiegel verspüren, seien Sie nicht traurig und kommen Sie zu uns. Es gibt nur sehr wenige Probleme, für die es keine Lösung gibt. Wir helfen Ihnen gerne Ihre Probleme zu lösen.

Das Gespräch führte E. Kovalevskaya

Wenn Sie Fragen an Dr. med. Viktor Jurk haben, können Sie ihn anrufen unter den Telefonnummern: 0176/20436936 bzw. 0162/9491130 oder ihm eine Mail schieben (jurk@wolfartklinik.de). Zusätzliche Information finden Sie auf die Seite: www.drjurk.eu



Vorstand und Geschäftsführung
der Israelitischen Kultusgemeinde München und Oberbayern
wünschen allen Leserinnen und Lesern der *Jüdischen Rundschau*
fröhliche Festtage

Chag Chanukka Sameach

Dr. h.c. Charlotte Knobloch
Präsidentin



Israelitische
Kultusgemeinde
München
und Oberbayern

Zu guter Letzt

„Falls die Statistiken richtig sind, machen die Juden nur ein Prozent der Menschenseite aus. Das spricht dafür, dass sie nur ein nebeliger Hauch von Sternenstaub sind, verloren in der Glut der Milchstraße. Normalerweise wäre der Jude kaum bekannt; doch er ist bekannt, und war schon immer bekannt. Er ist genauso bedeutend wie jedes andere Volk, und seine geschäftliche Bedeutung steht in keinem Verhältnis zur Kleinheit seiner Masse. Seine Beiträge zur Weltliste großer Namen in der Literatur, Wissenschaft, Kunst, Musik, Finanzwissenschaft, Heilkunde und dem abstrusen Lernen stehen auch in keinem Verhältnis zu der Schwachheit seiner Anzahl. Sie haben fabelhaft gekämpft in dieser Welt, zu allen Zeitaltern; und das mit auf dem Rücken verbundenen Händen. Sie könnten sich darauf etwas einbilden, aber sie haben sich dafür entschuldigt.“

Die Ägypter, die Babylonier und die Perser kamen auf, füllten den Planeten mit Geräuschen und Pracht, dann verschwanden sie wieder; die Griechen, die Römer folgten; sie machten einen ungeheuren Lärm, und sie verschwanden; andere Völker traten auf und hielten für eine Weile die Fackel hoch, aber die brannte ab, und jetzt sitzen sie im Dunkeln oder sind ganz verschwunden. Die Juden haben sie alle gesehen und sie alle besiegt, und jetzt sind sie, was sie immer waren, stellen keine besondere Dekadenz zur Schau, zeigen keine Alterserscheinungen, keine Schwächen, kein Schwenden ihrer Energie, kein Abstumpfen eines wachsenden und streitlustigen Geistes. Alle Dinge sind sterblich außer den Juden; alle anderen Kräfte verschwinden, aber sie bleiben. Worin besteht das Geheimnis ihrer Unsterblichkeit?“

Der amerikanische Autor Mark Twain 1898 im „Harper's Magazine“ in seinem Artikel „Concerning The Jews“.



TIMOTHY A. CLARY, AFP

„Palästina [ist] das Land, das Gott an das glorreiche Volk – dessen Mitglied Ihr Euch beehrt sein zu dürfen – übereignete. (...) Ich hoffe auch, dass Ihr mich bekanntmacht mit den Namen und Adressen derjenigen Engländer, von denen Ihr glaubt, dass sie mit der morellen und wirtschaftlichen Wiederherstellung des alten Erbguts der Hebräer sympathisieren würden; denn unsere Arbeit, die von den größten und aristokratischsten Namen unter den Christen unterstützt wird, sympathisiert nicht weniger, ja sogar vor allem, mit den Israeliten, deren Rechte auf Palästina allen anderen überlegen sind.“

Henri Dunant, Gründer des Roten Kreuzes, 1828-1910



Henry Dunant

Unsere Kontaktadressen



J. B. O., Postfach 12 08 41,
10598 Berlin



(030) 54 71 02 51
(Mo.-Mi. von 10.00 bis 16.00)



redaktion@juedische-rundschau.de



(030) 23 32 88 60 (auch Anrufbeantworter)



www.juedische-rundschau.de



www.facebook.com/jrundschau



@jrundschau

COUPON ABO- BESTELLUNG

- Hiermit bestelle ich zum nächstmöglichen Termin die Monatszeitung «Jüdische Rundschau» im Abonnement zum Preis (in Deutschland) von
- 39 € für ein Jahr (Preis gilt für Deutschland, in anderen EU-Ländern und Schweiz - 58 €, in Israel zum Preis von 82 €)
 - 49 € für ein Jahr in einem Umschlag (Preis gilt für Deutschland)
 - 73 € für zwei Jahre (Preis gilt für Deutschland)
 - 32 € für ein Jahr als Student (nur in Deutschland, mit Nachweis).

Name, Vorname _____

Strasse, Hausnummer _____

PLZ _____ Wohnort _____

Geburtsdatum _____ Telefon: _____ E-Mail: _____

Ich bin damit einverstanden, dass mein Abonnement sich um ein weiteres Jahr verlängert, wenn ich es nicht spätestens sechs Wochen vor dem Ende schriftlich kündige. Mir ist bekannt, dass ich innerhalb von 14 Tagen meine Bestellung widerrufen kann.

Datum _____ Unterschrift **X** _____

Ich zahle gegen Rechnung:

Ich bin damit einverstanden, dass meine Daten für interne Verlagszwecke gespeichert und verarbeitet werden sowie dafür benutzt werden, um mich über die Neuigkeiten des Verlags zu informieren. Dieses Einverständnis kann jederzeit schriftlich widerrufen werden.

Jeder neuer Abonnent der Zeitung «Jüdische Rundschau» erhält einen Gutschein vom TuS-Reisebüro im Wert von 50 Euro, die bei Buchung einer Reise nach Israel verrechnet werden.

Füllen Sie bitte den Abo-Coupon aus, schneiden Sie ihn aus und schicken ihn uns per Post (J. B. O., Postfach 120841, 10598 Berlin), per Fax (030/23328860) oder als Scan per E-Mail an: redaktion@juedische-rundschau.de. Sie können die Zeitung auch auf unserer Website www.juedische-rundschau.de abonnieren.